

INHALT

Die „Heistersteine“ bei Waren / <i>Hans-Joachim Deppe</i>	7
Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796 – 1950 <i>Horst Börjesson</i>	35
Aus meinem Leben / <i>Heinrich Friedrich Ludwig Meyer</i> Geheimer Hofrat in Neustrelitz	56
Gedicht Gneis-Granit / <i>von Goethe</i>	72
Bericht über das 12. Caroliner-Treffen in Marburg vom 2. – 4. September 1983	73
Aus den Xenien / <i>von Goethe</i>	74
Gottesdienst der Neustrelitzer Caroliner im Hohen Chor der ev.-luth. Elisabethkirche zu Marburg am 3. September 1983	75
Eine Schilderung über die Jagd und den Forstdienst im Kreis Neustrelitz in Mecklenburg in der Zeit von 1945 bis vor wenigen Jahren unter der sowjetischen Besatzung / <i>Max Krickow</i>	79
Ansichtskarten rufen Erinnerungen wach	83
Nachruf Dr. med. Friedrich-Carl Meltz	86
Bücher und Buchbesprechungen	87



Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz
(Unbekannter Meister)

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



47. Jg. – Nr. 90

Göttingen

Winter 1983/84

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder

3109 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Ingenieur Michel Wolfgang Ludewig

2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64c

Ruf 04 51 / 2 58 40

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

Die „Heistersteine“ bei Waren

von Hans-Joachim Deppe¹⁾

1. Vorgeschichte

Rund 6 km nordöstlich von Waren liegen an der Chaussee nach Gievitze auf der Stadtfeldmark in einem Buchenwald, genannt die „Seebänken“, die sogenannten „Heistersteine“. Es sind die Reste einstiger Großsteingräber (Dolmen), die im Volksmund früher allgemein als „Hünengräber“ bezeichnet wurden. Sie tragen die Bezeichnungen „großer“ und „kleiner Heisterstein“ (Abb. 1). Der „große Heisterstein“ besteht aus einer Steinkammer in ungefährer Ost-West-Lage. Die Kammer ruht auf einem Rollsteinhügel von ungefähr 1,10 m Höhe und knapp 13 m Durchmesser.

Der westliche Abschlußstein ist anscheinend noch in Originallage vorhanden. Die nördliche Langseite besteht aus zwei Trägersteinen, von denen der östliche bereits in die Kammer gesunken ist. Die südliche Längsseite besteht gleichfalls aus zwei Trägern, von denen der östliche verschoben ist. Einer der beiden Decksteine liegt im Westen noch auf. Der östliche Deckstein ist abgewälzt. Die lichte Weite der Kammer muß einstmals etwa 2,50 m × 1,50 m betragen haben²⁾.

Der „kleine Heisterstein“ ist gleichfalls eine Steinkammer in Ost-West-Richtung. Ursprünglich bestand sie aus je 3 Trägern auf der Nord- und Südseite. Der westliche Schlußstein existiert noch, der östliche Abschlußstein fehlt. Von den früher vorhandenen zwei Jochen ist ein Deckstein in die Kammer abgesunken. Vom zweiten Deckstein sind nur noch Trümmer vorhanden. Die lichte Weite der Kammer muß etwa 3,40 m × 1,80 m umfaßt haben.

Der Gesamteindruck der beiden Dolmen, wie er sich gegenwärtig darbietet, muß ungefähr noch derselbe sein, wie ihn Senator Freund aus Waren im vorigen Jahrhundert vorgefunden hat³⁾. Demnach waren zumindest schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts beide Großsteingräber weitgehend zerstört beziehungsweise ausgeräumt. Immerhin sind vom „großen Heisterstein“ einige Ausgrabungsergebnisse überliefert, die allerdings ungenau sind. Danach existierte an der Südseite ein sogenannter Vorsatzstein, der den Zugang verschloß. Der Boden vor der Grabkammer war mit Steinplatten „gepflastert“. Die Zwischenräume zwischen den Trägern sind mit einem Trockenmauerwerk ausgefüllt gewesen, wie es von vielen Dolmen bekannt ist⁴⁾. Das Innere der Kammer war durch flache, senkrecht aufgestellte Steinplatten in zwei Abteilungen unterteilt worden. Die westliche Abteilung hatte eine lichte Höhe von rund 0,80 m und war anscheinend leer. Die hintere (östliche) Abteilung lag etwa 0,15 m tiefer. Sie enthielt eine Fußbodendeckung aus Kies (vielleicht auch Flint?). In der Tiefe fanden sich Kalksandsteinplatten. Unter diesen Platten lagen die Reste von 3 Skeletten⁵⁾. Mit Sicherheit hat der Kalksandstein wesentlich zum Erhalt der Skelette beigetragen⁶⁾. Beim ersten Skelett wurde ein Stück „Hirschhorn“, ein

¹⁾ Der Verfasser ist Herrn Dr. U. Schoknecht für seine Hinweise zu Dank verpflichtet.

²⁾ Sprockhoff, E., 1967: Atlas der Megalithgräber Deutschlands (Atlas). Teil 2, Bonn, p. 44

³⁾ Jahrbuch für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde = Meckl. Jb. (MJB) Schwerin 5, 1840, B p. 100–101

⁴⁾ Schult, E., 1971: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, Jahrbuch 1971 (BMJ) p. 159–160

⁵⁾ Beltz, R., 1910: Die vorgeschichtlichen Alterthümer des Großherzogthums Meckl.-Schwerin (Alterthümer). Textband p. 112–113

⁶⁾ Schuldt, E. 1972: Die mecklenburgischen Megalithgräber Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Schwerin, Rostock und Neubrandenburg. Bd. 6, p. 71 (Gräber)



Abb. 1: „Großer Heisterstein“ in den Seebänken bei Waren (Aufnahme: Dr. U. Schoknecht 1960)

„Messergrieff“ und ein „Fischzahn“ gefunden. Das zweite Skelett lag in einer Steinpackung. Das dritte Skelett, vielleicht ein Kind, ruhte an der Nordseite der Kammer. Des weiteren fand man eine Brandstelle, in der die Reste von mindestens drei „Tongefäßen“, „Feuersteinsplitter“ und eine Feuersteinfeilspitze lagen. Unter den Skeletten befand sich eine Tenne aus gestampftem Lehm. Vom stark zerstörten „kleinen Heisterstein“ sind keine Funde bekannt geworden.

Diese Ausgrabungsergebnisse lassen viele Fragen offen. So erhebt sich zunächst die Frage nach den Erbauern dieser Anlagen und nach dem Zeitpunkt ihrer Errichtung. Neben diesen Aspekten gibt es einen weiteren wichtigen Umstand, der die „Heistersteine“ interessant erscheinen läßt. Über diese Grabanlagen existieren einige Sagen, die durch Richard Wossidlo zusammengetragen worden sind⁷⁾, und auf deren Bedeutung unter anderem auch Robert Beltz hingewiesen hat. Gerade diese Verbindung von Vorgeschichts- und Volkstumsforschung bietet für die „Heistersteine“ einige interessante Ansatzpunkte. Nachfolgend soll versucht werden, die Geschichte dieser Gräber in einem größeren Zusammenhang darzustellen.

2. Megalithkultur

Dolmen sind Zeugen einer fernen Vergangenheit, aus der kaum Überlieferungen vorliegen. Es ist außerordentlich schwierig, aufgrund der wenigen bekannten Fakten eine Rekonstruktion der seinerzeitigen Entwicklung vorzunehmen. Das wenige Wissen aus jener weit zurückliegenden Zeit basiert einzig und allein auf den Resultaten der archäologischen Forschung. Die Vorgeschichtsforschung hat dabei ein schwieriges Problem zu lösen. Es ist die Erfassung des chronologischen Ablaufes der Entwicklung, denn es fehlen absolute Zeitangaben. Man kann mit Hilfe der relativen Chronologie nur angenäherte Altersbestim-

⁷⁾ Wossidlo, R., 1927: Mecklenburgische Sagen. In: Führer durch Waren und Umgebung. Hrsg. Verkehrsverein Waren, p. 66 – 67

mungen vornehmen. In der Regel befinden sich beispielsweise bei einer Ausgrabung die ältesten Spuren auf dem untersten Horizont. Alle zeitlich jüngeren Spuren bauen sich schichtenweise darüber auf. In der Vorgeschichtsforschung trifft dieses Muster allerdings in einer größeren Zahl von Fällen nicht zu. Es kommen nicht nur Störungen der einzelnen Fundschichten bereits in vorgeschichtlicher Zeit vor, sondern bei den charakteristischen Hinterlassenschaften der einzelnen Bevölkerungsgruppen (Keramik, Waffen, Grabausbildungen, Bestattungsriten u.a.m.) ist es vielfach zu Überschneidungen gekommen, so daß die zeitliche Einordnung der einzelnen Funde teilweise erhebliche Schwierigkeiten bereiten kann.

Die „Heistersteine“ sind Dolmen, die während der sogenannten Megalithkultur errichtet worden sind. Nach dem bisherigen Stand der Forschung muß es sich um eine etwa 500- bis 700jährige Entwicklungsspanne in der Jungsteinzeit (Neolithikum) gehandelt haben⁸⁾, ⁹⁾, in der es zu einer Änderung der Bestattungssitten gekommen ist, indem nunmehr Großsteingräber gleichsam als „Totenhäuser“ oder Kollektivgräber für Großfamilien und Sippen angelegt wurden. Bauten der Megalithkultur lassen sich von Spanien über die Bretagne, Großbritannien, die norddeutsche Tiefebene bis in die westlichen Teile Skandinaviens verfolgen. Unzweifelhaft ist, daß alle Megalithbauten von einer Bevölkerungsgruppe errichtet worden sind¹⁰⁾, die durch eine besondere Keramik ausgezeichnet war. Man faßt diese Stämme unter dem Sammelbegriff „Trichterbecher-Kultur“ zusammen (vergl. Abb. 4). Im Gegensatz zu der bis dahin auftretenden älteren Linienbandkeramik kam um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. immer mehr die Tiefstichkeramik zum Vorschein. Auf zahlreichen Gefäßen waren Strich- und Fischgrätenmuster feststellbar. Funde der Trichterbecherkultur wurden als Primärbestattungen in Megalithgräbern nicht mehr gefunden.

In einem umfangreichen Forschungsvorhaben erfolgte in den Jahren 1960 bis 1975 durch das Museum für Ur- und Frühgeschichte in Schwerin eine Bestandsaufnahme der mecklenburgischen Megalithgräber. Dabei wurden 106 Anlagen ausgegraben und teilweise auch rekonstruiert. Aufgrund einer mehr als hundertjährigen Vorgeschichtsforschung in Norddeutschland lassen sich nunmehr bestimmte Entwicklungsphasen für das Neolithikum ableiten, wie sie schematisch in zeitlicher Reihenfolge in Tab. 1 angedeutet sind. Dabei ist für Mecklenburg folgende allgemeine zeitliche Einteilung (Richtwerte) anzuwenden¹¹⁾:

Jungsteinzeit	Zeitlicher Bereich
Frühneolithikum	3000 – 2500 v. Chr.
Mittloneolithikum	2500 – 2000 v. Chr.
Spätneolithikum	2000 – 1800 v. Chr.

Megalithgräber aus dem Frühneolithikum sind selten¹²⁾. Zunächst fanden offenbar Einzelbestattungen in Erdgräbern oder in Gräbern mit einfachen Steinrahmen statt. Derartige Erdgräber sind bekannt von Güstrow oder auch von Klein-Quassow. Ein Steinrahmengrab wurde auf der Feldmark von Silz bei Malchow gefunden. Schon zum Ende des Frühneolithikums müssen die ersten Megalithbauten, die Urdolmen, errichtet worden sein. Die älteste Form des Urdolmen ist gekennzeichnet durch je 2 lange, flache Tragsteine an den Längsseiten und zwei kürzere Abschlußsteine sowie eine mächtige Deckplatte, die den Verschuß bildete. Ursprünglich war diese Anlage sicherlich zur einmaligen Bestattung vorgesehen. Schon bald begann man jedoch die Bauten für Mehrfachbestattungen umzurüsten, indem man an der Schmalseite durch einen sogenannten Schwellenstein eine Einstiegs-

⁸⁾ Sprockhoff, E., 1938: Die nordische Megalithkultur (Meg. Kultur). Handbuch der Urgeschichte Deutschlands. Leipzig & Berlin, Bd. 2








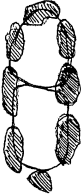

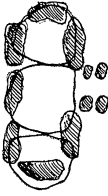
⁹⁾ Nilius, I., 1971: Das Neolithikum in Mecklenburg zur Zeit und unter Berücksichtigung der Trichterbecherkultur (Neolith. Meckl.): Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg. Bd. 5

¹⁰⁾ Schuldt, Gräber p 71

¹¹⁾ Schuldt, E., 1972: Steinzeitliche Keramik in Mecklenburg. Schwerin, p. 1

¹²⁾ Nilius, Neolith. Meckl. p. 27

Tabelle 1: Schema zur Entwicklung der Grabformen während der Megalithkultur in Mitteleuropa

Zeit v. Chr.	Querschnitt	Aufsicht	Typen (Grabnummern vergl. Tabelle 3)
Etwa 2800 - 2500			1. Haupttyp (Jüngerer Frühneolithikum) Urdolmen oder echte Dolmen Stets parallel zur Längsachse, Trichterbecher- keramik (Spätform mit Gang) (Basedow 873, Stuer 1045, Moltzow 1127 – 29)
Etwa 2600 – 2400			2. Haupttyp (Älteres Mittelneolithikum) Erweiterter Dolmen ¹⁾ Im Regelfall 4 Träger und 1 Joch (Heisterstein 1140, Sparow 1139, Freidorf 1108-1)
Etwa 2500 – 2300			3. Haupttyp (Mittelneolithikum) Polygonaldolmen ²⁾ = Früher übliche Bezeichnung Runddolmen mit kurzem Gang – Übergangstyp (Schamper Mühle 1042, Lexow 1037)
Etwa 2400 – 2000			4. Haupttyp (Mittelneolithikum) Großdolmen Im Regelfall 6 Träger und 2 Joche und mehr Endstufe der Großsteingräber (Heisterstein 1141, Moltzow 1130, Blücherhof 112)
Etwa 2600 – 2300			5. Haupttyp (Älteres Mittelneolithikum) Ganggräber Im Regelfall drei und mehr Joche (Neu-Gaarz bei Doberan, Upost bei Demmin)

1) Sprockhoff, Meg. Kultur und Auer, Großsteingräber p. 46 führen die ältesten Formen dieses Typs als „Rechteckdolmen“, 2) Nach Sprockhoff und Auer bildet der Runddolmen möglicherweise eine Übergangsform zum Ganggrab. Eine derartige Einstufung ist nach Schuldt, Gräber p. 92 jedoch nicht angebracht, da das Ganggrab zeitlich eine Parallelentwicklung darstellt.



Abb. 2: Schamper Mühle bei Röbel am Westufer der Müritz. – Erweiterter Dolmen (Schuldt Nr. 1042) – „Polygondolmen“? (Sprockhoff Nr. 433) (Aufnahme: Dr. U. Schoknecht 1960)

möglichkeit schuf, wie es an einer Grabanlage in den Sandkrüger Tannen erkennbar ist. Auch wurde diese Einstiegsstelle durch einen Gang gesichert. Schon im ältesten Mittelneolithikum muß es gleichlaufend mit der Errichtung der erweiterten Urdolmen zum Bau der sogenannten Rechteckdolmen beziehungsweise der Erweiterten Dolmen gekommen sein. Beim ältesten Typ des Erweiterten Dolmen wurden die 4 Tragsteine aufgestellt und die Deckplatte aus der Längs- in die Querrichtung gedreht (Abb. 2). Bald darauf wird man anstelle von einem auch schon zwei Decksteine verwendet haben. Die Endstufe dieser Megalithbautenreihe bildeten die Großdolmen, die anstelle von 4 Tragsteinen dann 6 Träger aufwiesen und stets zwei Decksteine besaßen. Zwischen den angeführten Haupttypen existieren mehrere Übergangstypen, deren Einstufung jedoch umstritten ist (vergl. Tab. 1, Fußnote). Die Ausbildung der mecklenburgischen Ganggräber war augenscheinlich von der Megalithkultur in Schleswig-Holstein und Skandinavien beeinflusst. Ihre Errichtung ist unabhängig vom Bau der Rechteck- und Großdolmen in den nördlichen und westlichen Landesteilen erfolgt. Die Spätform der Megalithgräber und ihre Überleitung zur frühen Bronzezeit bildete das spätneolithische Steinkistengrab. Die nachfolgenden Streitaxtvölker der Schnurkeramikepoche führten neben Nachbestattungen in Großsteingräbern auch Beisetzungen in eigenen Hügelgräbern durch (z. B. Helms bei Hagenow, Zickhusen bei Schwerin). Es kommen jedoch vorwiegend flache Erdgräber ohne Hügelausformung vor (z. B. Peenhäuser bei Gielow).

Der „große Heisterstein“ (Tab. 3, Waren I, Nr. 1140)¹³ ist als Erweiterter Dolmen anzusprechen. Der „kleine Heisterstein“ (Waren II, Nr. 1141) war ein Großdolmen. Der

¹³) Schuldt, Gräber, Tab. 1 (vergl. a. Schuldt *ibid.* p. 92). Aner (Großsteingräber p. 46) verwendet, offenbar in Anlehnung an die frühen, dänischen Dolmen, für die frühen Formen den Begriff „Rechteckdolmen“. Nach Schuldt (Gräber p. 92) sollten alle auf die Urdolmen folgenden Formen hingegen unter der Sammelbezeichnung „Erweiterte Dolmen“ zusammengefaßt werden.

Tabelle 2: Ungefähre Zeitgliederung der Megalithkulturen zusammengestellt nach Milošić (1957), Behrens (1958) und Eggers (1959)

Regionale Kulturstufen									
Zeit v. Chr.	Nord-Europa		Mittel-Europa	Italien	Griechenland	Ägypten	Datierung		
1500	Montelius I	Dolchzeit → D C	Frühe Bronzezeit A ₂ A ₁	Hügelgräber	Terra-maren	Spät-Minoisch Chiam (Knossos)	18. Dyn. Hyksos	1550	
	Einzelgräber Ganggräber	Beginn der Obergrabzeit A	Schnurkeramik Einzelgräber Jüngere Ganggrabzeit	Spätere Jungsteinzeit Kugelamphorenkultur	Remedollo	Jebneb (Knossos) ← Kahun Mittel-Minoisch	13. Dyn.		
2000	Dolmen	Beginn der Ackerbauzeit	Ältere Großdolmen Erweiterte Dolmen Hünenbetten Urdolmen Erdgräber	Trichterbecherkultur Mittlere Jungsteinzeit			12. Dyn.	1882 „Sottisdaten“ Altägyptischer Kalender auf der Basis der Sirius-Daten	
2500	Ertebölle kultur	Mesolithische Jäger- und Fischer-Kultur	Rössen	Tiefstichkeramik Jordansmühl	Jüngere Steinzeit	Früh-Minoisch	7. – 11. Dyn.		
			Linearbandkeramik	Frühe Jungsteinzeit		Knossos	6. Dyn.		
							5. Dyn.		
3000							4. Dyn.		
								3. Dyn.	
								2. Dyn.	
								1. Dyn.	

Zeitraum ihrer Errichtung kann nur ungefähr angegeben werden (vergl. Tab. 2). Es muß sich um die ältere Jungsteinzeit (Frühneolithikum) gehandelt haben. Dieser Zeitraum war etwa zeitgleich mit der frühminoischen Kultur (Periode II/III) oder entsprach in Ägypten der 5. und 6. Dynastie des Alten Reiches. Sehr viel schwieriger zu beantworten ist die Frage, woher die „Trichterbecherkultur“ kam und wie sie entstanden ist. Über diese Frage gibt es bis zur Gegenwart noch keine Klarheit. Unbestritten ist, daß während der Trichterbecherkultur die neolithische Wirtschaftsweise eingeführt wurde, die eine entscheidende Weiterentwicklung gegenüber der mittelsteinzeitlichen (mesolithischen) Fischer-, Jagd- und Sammlertätigkeit beinhaltete, nämlich die Einführung von Ackerbau und Viehzucht. Pollenanalytische Untersuchungen in Dänemark¹⁴⁾ ergaben, daß es im Frühneolithikum zu großen Brandrodungen gekommen sein muß. Es ließen sich bereits vier Getreidesorten nachweisen. Diese Entwicklung war sicherlich die wichtigste Voraussetzung für ein allmähliches Anwachsen der Bevölkerung. Für die Herkunft der „Trichterbecherkultur“ gibt es mehrere Theorien¹⁵⁾. So sollen diese Völker aus dem Schwarzmeergebiet zugewandert sein, wobei sie die indogermanische Sprache mitbrachten. Nach anderen Annahmen sollen bestimmte Kulturen einen maßgebenden Einfluß bei der Herausbildung dieser Völker ausgeübt haben (zum Beispiel die Lengyel-Kultur in Böhmen und Mähren, die nordische Ertebölle-Kultur oder die mitteldeutsche Rössener-Kultur). Alle diese Theorien lassen sich indessen kaum untermauern. Vielleicht hat es sich auch um eine bodenständige Entwicklung mesolithischer Stämme gehandelt. Impulse können auch noch von der älteren Linearbandkeramik („Donauländische Kultur“) ausgegangen sein¹⁶⁾.

Unabhängig von der Frage nach der Herkunft der „Trichterbecher-Kultur“ bleibt festzuhalten, daß man bereits zum Ende des Frühneolithikums mit dem Bau der Großsteingräber und damit auch mit der Entwicklung der Megalithkultur begonnen haben muß. Bei der Bauausführung gibt es einige Hinweise, die auf Einflüsse von außen deuten, andererseits aber auch mehrere Anzeichen für bodenständige Weiterentwicklungen. Interessant ist ein Hinweis, wonach beim Einbau einer Steinkiste in einem Großdolmen in Hydehøj auf der Insel Seeland Rückwand und Träger in einer Weise errichtet worden sind, wie sie auf der iberischen Halbinsel üblich war¹⁷⁾. Nach einer anderen Quelle sollen die Bestattungen in Hockerform in den frühen dänischen Rechteckdolmen ein Hinweis auf die südliche Herkunft der Trichterbecherkultur sein¹⁸⁾. Sicherlich waren Einflüsse von außen seinerzeit in der nordischen Megalithkultur wirksam. Ein Blick auf die Verbreitung der Großsteingräber zeigt die breite Zone dieser Anlagen aus dem Mittelmeer-Raum über Westfrankreich, England und Norddeutschland bis ins westliche Skandinavien (Abb. 3), die allerdings zeitlich noch zu differenzieren wären. Für die Vermutung, daß der Bau der Megalithgräber letztendlich auf den Bau der ägyptischen Mastabas zurückzuführen ist, gibt es keine eindeutigen Anhaltspunkte¹⁹⁾, wengleich ihre Errichtung in eine Zeit fällt, in der im alten Ägypten bereits gewaltige Bauwerke entstanden waren. Vielleicht basiert diese Vermutung auf der sogenannten „Libyer“-Frage. Die Libyer sollen nordeuropäischer Herkunft gewesen sein, wie es Aufzeichnungen altägyptischer Reliefs nahelegen. Außerdem scheinen die Großsteingräber gewisse Ähnlichkeiten mit den Königsgräbern des Alten Reiches in Ägypten aufzuweisen. Auffallend ist die Verbreitung der Großsteingräber im Ostseeküstenraum. Die Konzentration der Bauten auf Dänemark, Südnorwegen, das westliche Schweden und Rügen läßt den Verdacht entstehen, daß es sich bei den Stämmen der Trichterbecher-Kultur um seefahrende

¹⁴⁾ Eggers, J., 1959- Einführung in die Vorgeschichte. Stuttgart, p. 121

¹⁵⁾ Nilius, Neolith. Meckl., p. 77–78; Oxenstierna, E., 1957: Nordgermanen. Großkulturen der Frühzeit. Stuttgart p. 14.

¹⁶⁾ Nilius, Neolith. Meckl. p. 76.

¹⁷⁾ Nilius, Neolith. Meckl. p. 14

¹⁸⁾ Aner E. 1968: Die Großsteingräber Schleswig-Holsteins. In: Führer zu vor- u. frühgeschichtlichen Denkmälern, Mainz Bd. 9, p. 46-69 (Großsteingräber)

¹⁹⁾ Oxenstierna, Nordgermanen p. 15; Vergl. Mehlis, G.: Die Berberfrage. Archiv für Anthropologie 39, p. 249 ff.

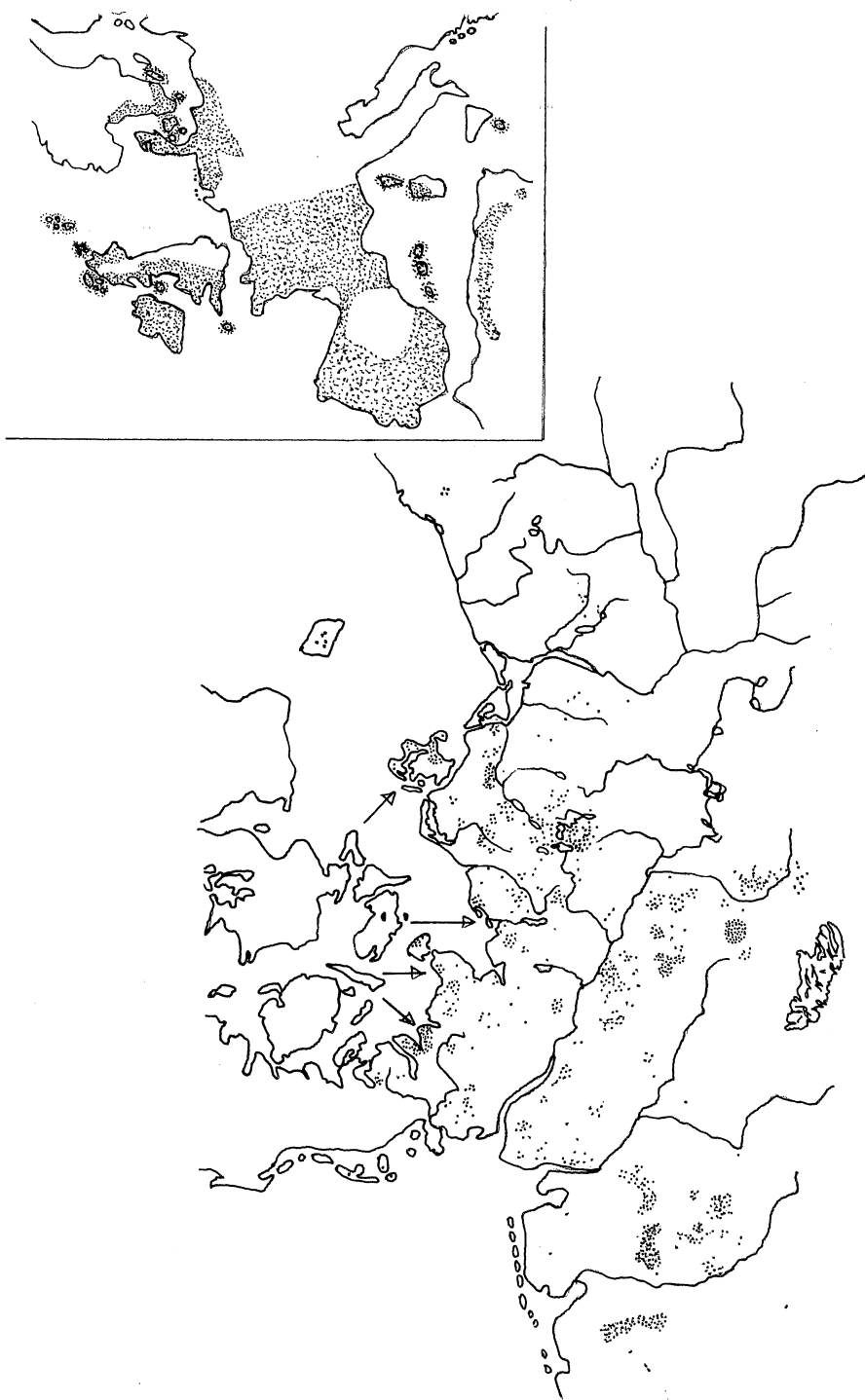


Abb. 3: Verbreitung der nordischen Großsteingräber in der Norddeutschen Tiefebene zusammengestellt nach Sprockhoff (1938) und Schuldt (1958, 1972) sowie der Megalithkultur im westlichen Europa nach Perpere (1977)

Völker gehandelt haben muß. Anzeichen dafür sind auch die Vorkommen der Grabanlagen auf den Inseln Öland und Bornholm, während sie in ganz Ostschweden fehlen. Hierauf deutet möglicherweise auch eine Untersuchung der Verbreitung der Flintbeile in Mecklenburg²⁰⁾. Allerdings scheinen die Ergebnisse dieser Untersuchung ergänzungsbedürftig. Vielleicht sind die Trichterbecher-Leute von Norden kommend in Mecklenburg eingewandert. Dagegen spricht aber, daß die frühen dänischen Rechteckdolmen nur mittelneolithisches Fundmaterial geliefert haben und man bisher keine adäquaten Vorläufer in Mitteleuropa finden konnte²¹⁾, während die frühen mecklenburgischen Urdolmen frühneolithisch waren. Aufgrund dieser Umstände wird die Annahme bestärkt, daß die Entwicklung der Megalithkultur in Mecklenburg vielleicht doch überwiegend bodenständig gewesen sein könnte.

Bei den Erweiterten Dolmen und bei den Großdolmen ist eine auffallende Konzentration im Gebiet der Großseenplatte zu verzeichnen. Der einstmalige Bestand in diesem Raum wird auf etwa 200 Anlagen geschätzt, von denen jedoch nur noch ein geringer Teil vorhanden ist (vergl. Tab. 3). Immerhin sind von 98 noch existierenden Dolmen 70 in diesem Gebiet angesiedelt. Diese Konzentration ist der Anlaß, für eine relativ kurze Zeitspanne von etwa 500 Jahren die Anwesenheit einer geschlossenen Bevölkerungsgruppe im Raum der Großseenlandschaft anzunehmen. Es wird sogar von Schuldt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß für den Bau der Megalithgrabanlagen eine Gruppe von Bauleuten unter einer Leitung verantwortlich war, da praktisch alle Anlagen nach einem stets gleichbleibendem Schema innerhalb einer kurzen Zeit von nur wenigen Generationen errichtet worden sind.

Leider ist das Wissen um die „Trichterbecher-Kultur“ nach wie vor nur sehr bruchstückhaft. Weiß man praktisch über ihre Herkunft kaum etwas, so ist auch ihr Verschwinden immer noch rätselhaft. Sie hat zwar die für die damalige Zeit gewaltigen Anlagen erbaut und auch ihre Toten darin bestattet. Im Gegensatz zu den Urdolmen lieferten die Erweiterten Dolmen und besonders die Großdolmen jedoch nur wenig Trichterbecher-Fundmaterial. Eine mögliche Erklärung wäre, daß nach der Trichterbecher-Zeit von nachfolgenden Stämmen („Kugelamphoren-Kultur“) die Primärbestattungen ausgeräumt wurden, da Platz geschaffen werden sollte für die Verstorbenen dieses Kulturkreises. Nach anderer Auffassung sollen Trichterbecherkultur und Kugelamphorenkultur nebeneinander existiert haben, wobei die Stämme des letztgenannten Kulturkreises keine eigenen Grabsitten entwickelt haben. Ebenso wie beim „Trichterbecher-Kreis“ ist auch die Herkunft des „Kugelamphoren-Kreises“ nicht geklärt. Beide Volksgruppen tragen ihre Namen nach der für sie jeweils charakteristischen Keramik (vergl. Abb. 4). Durch das fortwährende Ausräumen der Großsteingräber kommt es, daß die meisten Megalithgräber nur noch wenige Spuren ihrer einstigen Erbauer enthalten. Häufig findet man Reste von Trichterbecher-Bestattungen neben der Steinkammer verscharrt vor²²⁾. Doch damit sind die Rätsel noch nicht beendet. Die „Trichterbecher-Stämme“ müssen sich schon bald aus dem Gebiet der Großseenlandschaft nach Norden zurückgezogen haben, denn während der Stufen III und IV des Mittelneolithikums sind sie für diesen Raum nicht mehr nachweisbar²³⁾. Gründe für diese Wanderung sind nicht erkennbar. Anscheinend erfolgte die Abwanderung ohne Einwirkung von Gewalt. Die „Kugelamphoren-Leute“ sind erst gegen Ende der Stufe III in Südostmecklenburg nachweisbar. Sie benutzten die Großsteingräber für ihre eigenen Bestattungen (Nachbestattungen). Auch diese Stämme sind im Verlaufe der Stufen III und IV aus dem Gebiet abgewandert. Vor dem Abzug füllten sie die Steinkammern völlig mit Erde aus. Warum dies geschah, dafür gibt es keine Erklärung. Auch beim Abzug der „Kugelamphoren-Leute“ war anscheinend keine Gewalt im Spiel. Die darauffolgenden Stämme („Streitaxt- oder Bootaxt-Leute“) sind erst ab

²⁰⁾ Bastian, W., 1954: BMJp. 37–60

²¹⁾ Schuldt, Gräber, p. 92–93 (vergl. a. Schuldt, Keramik, Abb. 1) vergl. a. Schuldt, E., 1954: Meckl.-urgesch. Schwerin, p. 40–41

²²⁾ Schuldt, E., 1966: BMJp. 24–36

²³⁾ Nilius, Neolith, Meckl. p. 80

Tabelle 3: Gräber der Megalithkultur im Raum der Großseen-Landschaft¹⁾ zusammengestellt nach Beltz (1899), Sprockhoff (1967) und Schuldt (1972) mit Ergänzungen

Schuldt 1972 Lfd. Nr.	Ortsbezeichnung	Beltz 1899	Sprock- hoff 1967	Einstufung Anmerkungen
512	Alt-Sammit I	Gr. StKa.	o. Nr.	Ganggrab
513	Alt-Sammit II	Gr. StKa.	o. Nr.	Großdolmen
514	Alt-Sammit III	-	-	Urdolmen
515	Alt-Sammit IV	-	-	Unbestimmbar
516	Alt-Sammit V	-	-	Unbestimmbar
519	Dobbin	-	-	Unbestimmbar
539	Serrahn I	Gr. StKa.	385a	Erw. Dolmen
540	Serrahn II	Gr. StKa.	384	Erw. Dolmen
541	Serrahn III	-	385b	Erw. Dolmen
542	Serrahn IV	Gr. StKa.	385	Großdolmen
600	Leisten I	-	o. Nr.	Urdolmen
601	Leisten II	-	-	Urdolmen
602	Leisten III	-	-	Erw. Dolmen
603	Leisten IV	-	-	Erw. Dolmen
604	Leisten V	-	-	Erw. Dolmen
607	Plau I	-	o. Nr.	Großdolmen
608	Plau II	-	o. Nr.	Erw. Dolmen
874	Basedow I	Gr. StKa.	398	Großdolmen
875	Basedow II	-	-	Großdolmen
876	Basedow III	StKi.	398a	Urdolmen
876a	Rothenmoor	StKa.	-	MJB 13,262; 1847 zerst.
876b	Sagel	StKa.	-	MJB 8,90; 1842 zerst.
879	Faulenrost	StKa.	399	Großdolmen
885	Liepen	-	-	Unbestimmbar
886	Malchin I	-	-	Steinkiste
bis	bis	-	-	Steinkiste
893	Malchin VIII	-	-	Steinkiste
923	Retzow	StKa.	449	Unbestimmbar
1019	Bollewick I	-	447	Erw. Dolmen; Z.-Meckl. 1930, 74
1020	Bollewick II	-	-	„Opferstein“ mit „Schälchen“
1021	Dambeck I	-	444	Großdolmen; Schlie 1902, 596
1022	Dambeck II	-	-	Unbestimmbar; Z.-Meckl. 1927, 86
1023	Dambeck III	-	-	Großdolmen, Rollst.-Hügel
1023a	Dambeck IV	-	-	Dolmen zerst.; BMJ 1956, 282
1023b	Dambeck V	-	-	Dolmen zerst.; BMJ 1956, 282
1024	Darze I	-	443	Großdolmen; Z.-Meckl. 1928, 25
1025	Darze II	-	-	Großdolmen; HüBett
1026	Darze III	-	-	Unbestimmbar; HüBett

1) Unter dem Begriff „Großseen-Landschaft“ wird der durch Plauer-, Krakower-, Malchiner-, Tolensee-, Müritzer und Strelitzer Kleinseenplatte umschlossene Raum verstanden. Er umfaßt das Gebiet der Kreise Waren und Röbel sowie Randbereiche der Kreise Güstrow, Lübz, Malchin und Neubrandenburg. Ergänzungen sind in der laufenden Numerierung nach Schuldt durch alphabetische Indexbezeichnungen gekennzeichnet. Bei den Abkürzungen bedeuten: Gr. StKa. = Große Steinkammer; StKa = Steinkammer; StKi = Steinkiste; HüBett = Hünenbett; Erw. Dolmen = Erweiterter Dolmen nach Schuldt (1972).

Schuld 1972 Lfd. Nr.	Ortsbezeichnung	Beltz 1899	Sprock- hoff 1967	Einstufung Anmerkungen
1027	Erlenkamp I	-	446	Erw. Dolmen; BMJ 1957, 25
1028	Erlenkamp II	-	-	Erw. Dolmen; OA Museum Schwerin
1028a	Erlenkamp III	-	-	Dolmen, zerst.; BMJ 1975, 55
1028b	Erlenkamp IV	-	-	Dolmen, zerst.; BMJ 1957, 25
1029	Below	-	-	HüBett, zerst.; JBMJ 1964, 244
1030	Grüssow I	-	-	Urdolmen; MJB 1851, 252
1031	Grüssow II	-	-	Urdolmen; Schlie 1902, 462
1032	Grüssow III	StKa.	-	Urdolmen?; 1850 zerst.
1033	Grüssow IV	-	-	Urdolmen
1034	Karchow I	-	445	Erw. Dolmen; Z.-Meckl. 1925, 13
1035	Karchow II	-	-	Erw. Dolmen; BMJ 1975, 55
1036	Blücher	HüBett	o. Nr.	Rechteck. Bett
1037	Lexow	-	435	Polygonaldolmen?
1038	Poppentin I	StKa.	-	MJB 1847, 399 („Mehrere StKa.“)
1039	Poppentin II	-	-	Unbestimmbar; MJB 1899, 97
1040	Satow I	-	432	Erw. Dolmen, Steinkreis
1041	Satow II	-	433	Erw. Dolmen, Steinkreis
1042	Schamper Mühle	StKa.	436	Polygonaldolmen? (s. Abb. 2)
1043	Sietow	StKa.	-	MJB 8, B 93 (zerstört)
1044	Spitzkuhn	-	448	Erw. Dolmen, Z.-Meckl. 1925, 13
1045	Stuer I	HüBett	-	Urdolmen, HüBett; Ritter Nr. 3
1046	Stuer II	Kl. StKa.	440	Erw. Dolmen, TrapezBett (Abb. 5)
1047	Stuer III	Kl. StKa.	442	Erw. Dolmen; s. BMJ 1970
1048	Stuer IV	-	-	Erw. Dolmen
1049	Stuer V	Kl. StKa.	441	Erw. Dolmen
1050	Stuer VI	-	-	Erw. Dolmen, MJB 1848, 357, Nr. 1
1051	Stuer VII	-	-	Erw. Dolmen, MJB 1848, 359, Nr. 2
1052	Stuer VIII	-	-	Erw. Dolmen, MJB 1848, 360, Nr. 4
1053	Stuer IX	-	-	Erw. Dolmen, MJB 1848, 360, Nr. 5
1054	Stuer X	-	-	Erw. Dolmen, MJB 1848, 360, Nr. 6
1054a	Stuer XI	HüBett	o. Nr.	HüBett o. Ka.?; BMJ 1969, 112,1
1055	Wendhof	StKa.	434	Polygonaldolmen?; MJB 8, B 32
1056	Woldzegarten I	Kl. St. Ki.	-	Unter der Oberfläche
1057	Woldzegarten II	Kl. St. Ki.	-	Unter der Oberfläche
1058	Woldzegarten III	Kl. St. Ki.	-	Unter der Oberfläche
1059	Woldzegarten IV	Kl. St. Ki.	-	Unter der Oberfläche
1060	Zislow I	-	-	„Opferstein“ mit „Schälchen“
1061	Zislow II	-	431	Erw. Dolmen, HüBett?
1104	Alt-Gaarz	-	-	Unbestimmbar; MJB 1899, 97
1105	Alt-Schwerin	-	-	Erw. Dolmen; Bericht Ritter 1846
1106	Alt-Schwerin	-	-	Erw. Dolmen; Bericht Ritter 1846
1107	Cramon	Gr. St. Ka.	402	Großdolmen; MJB 1901, 115
1108	Freidorf I	-	437	Erw. Dolmen
1109	Freidorf II	-	438	Erw. Dolmen

Schuldt 1972 Lfd. Nr.	Ortsbezeichnung	Beltz 1899	Sprock- hoff 1967	Einstufung Anmerkungen
1110	Freidorf III	-	439	Erw. Dolmen
1111	Grabowhöfe I	-	425	Großdolmen, Rechteck-Bett
1112	Grabowhöfe II	-	426	Erw. Dolmen
1113	Grabowhöfe III	-	427	Urdolmen
1114	Groß-Flotow I	-	-	Unbestimmbar; MJB 1839, B 70
1115	Groß-Flotow II	-	-	Unbestimmbar; MJB 1839, B 70
1116	Hallalit	-	o. Nr.	Großdolmen; MJB 1901, 125
1117	Jabel	-	-	Unbestimmbar; Z.-Meckl. 1914, 72
1118	Kargow	„Hü.Grab“	-	1866 zerst.; MJB 1899, 107, 130
1119	Klein-Dratow	-	430	Erw. Dolmen, Rollst.-Hügel
1120	Klink I	St.Ka.	-	1834 zerst.; MJB 1899, 107
1121	Klink II	St.Ka.	-	zerst.; MJB 1848, 361
1122	Klink III	St.Ka.	-	zerst.; Schlie 1902, 460
1122a	Klink IV	-	-	St.Ki.; BMJ 1953, 168
1122b	Klink V	-	-	St.Ki.; BMJ 1953, 168
1123	Loppin	-	424	Erw. Dolmen, Rechteck-Bett.
1124	Blücherhof	HüBett	421	Großdolmen; MJB 1873, 111
1125	Möllenhagen	-	o. Nr.	Großdolmen, Rechteck-Bett
1126	Moltzow I	St.Ki.	o. Nr.	Urdolmen; MJB 1841, B 133
1127	Moltzow II	St.Ki.	o. Nr.	Urdolmen
1128	Moltzow III	St.Ki.	o. Nr.	Urdolmen
1129	Moltzow IV	St.Ki.	o. Nr.	Urdolmen
1130	Moltzow V	St.Ka.	422	Großdolmen, Trapez-Bett
1131	Moltzow VI	St.Ki.?	-	Unbestimmbar, 1844 zerst.
1132	Neu-Gaarz	St.Ka.	-	Unbestimmbar; 1868 zerst.
1133	Nossentin I	-	-	Unbestimmbar; Bericht Schröter
1134	Nossentin II	-	-	Unbestimmbar; 1804
1135	Panschenhagen	-	-	Unbestimmbar; Z.-Meckl. 1925, 13
1136	Sembzin I	St.Ka.	-	Unbestimmbar; MJB 1847, 399
1137	Sembzin II	-	-	Unbestimmbar; MJB 1847, 399
1138	Sparow I	St.Ka.	432	Großdolmen; MJB 1839, B 70
1139	Sparow II	St.Ka.	433	Erw. Dolmen; Fr. Franc. 1837, 77
1140	Waren I	St.Ka.	428	Erw. Dolmen; MJB 1840, B 100
1141	Waren II	St.Ka.	429	Großdolmen; MJB 1840, B 101
1142	Waren III	St.Ka.	-	Unbestimmbar; Schlie 1902, 460
1143	Waren IV	-	-	Unbestimmbar; Schuldt 1972
1143a	Waren V	-	-	Unbestimmbar; Wossidlo 1927, 66
1144	Zahren I	-	-	Unbestimmbar; Bericht Schröter
1145	Zahren II	-	-	Unbestimmbar; 1804

Ende der Stufe IV des Mittelneolithikums nachweisbar. Demnach kann die These nicht zutreffen, wonach die „Kugelamphoren-Leute“ die Kammern verfüllt hätten beim Herannahen der Streitaxtvölker. Die „Streitaxt-Leute“ waren durch drei Merkmale charakterisiert: Besondere Axtformen, Schnurkeramik (vergl. Abb. 4) und spezielle Bestattungen²⁴⁾. Die Verstorbenen dieses Volkes wurden in Hügeln beigesetzt. Häufig findet man die Bestattungen als sogenannte Nachbestattungen in Großsteingräbern, jedoch immer nur in den oberen Horizonten. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Steinkammern bei der Einwanderung dieser Stämme bereits verfüllt gewesen sein müssen, während die Bestattungen der „Trichterbecher-“ und der Kugelamphoren-Stämme“ immer auf oder unter dem Dielenboden vorzufinden sind. Die Grabeingänge waren verschlossen und mußten von den Angehörigen der nachfolgenden Einzelgrabkultur gewaltsam geöffnet werden, um Nachbestattungen vornehmen zu können.

Die „Trichterbecher-Kultur“ bleibt von Geheimnissen umgeben. Sie kam für relativ kurze Zeit aus dem Dunkel der Geschichte, um auf ebenso geheimnisvolle Weise wieder zu verschwinden. Nur ihre Spuren, die sie hinterlassen hat, zeugen bis in die Gegenwart von ihrer einstigen Existenz. Ebenso wie in geschichtlicher Zeit müssen bereits in vorgeschichtlicher Zeit gewaltige Wanderbewegungen die Völker Europas erschüttert haben, deren Gründe nicht erkennbar sind. Bekannt sind um die Jahre 1200 bis 1100 v. Chr. die Wanderungen der sogenannten „Nord- oder See-Völker“, von denen die dorische Wanderung offenbar nur ein Teil war und die den Untergang der Kulturen von Mykene und Troja herbeigeführt haben sollen. Anscheinend hat es seit 1300 v. Chr. allein drei große Wanderwellen dieser Völker in Kleinasien gegeben. Eine Inschrift des Pharao Ramses III. im Tempel Medinet Habu bei Theben schildert den Ansturm dieser Völker auf das alte ägyptische Reich²⁵⁾. Die Resultate der archäologischen Forschung in Mecklenburg legen den Gedanken nahe, daß während des Neolithikums im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. große Wanderungen erfolgt sein müssen, deren Abläufe nur noch bruchstückhaft zu erfassen sind.

3. Kulte

So rätselhaft Herkunft und Verbleib der „Trichterbecher-Stämme“ sind, so rätselhaft sind auch Sinn und Zweck der großen Grabanlagen, die von ihnen errichtet wurden. Nach übereinstimmender Auffassung²⁶⁾ sollen alle Dolmen (mit Ausnahme der frühen Urdolmen) als Familien-, Großfamilien- oder Sippengräber, in jedem Fall als Kollektivgräber jahrhundertlang belegt worden sein. In diesem Zusammenhang sind nachfolgende Fakten zu berücksichtigen:

1. Nur jeder dritte Dolmen in Mecklenburg enthielt Skelettfunde. Meist waren nur Fragmente enthalten²⁷⁾.
2. In fast allen Fällen waren die Primärbestattungen ausgeräumt worden.
3. Das Bestattungsritual der „Kugelamphoren-Stämme“ scheint sich von dem der „Trichterbecher-Stämme“ unterschieden zu haben. Beim letztgenannten Kreis scheinen Einzelbestattungen vorgelegen zu haben. Beim „Kugelamphoren-Kreis“ muß es vermehrt zu „Kollektivbestattungen“ gekommen sein. Überschneidungen zur Obergrabzeit der Schnurkeramik hat es nicht gegeben²⁸⁾.

Bei der Betrachtung der Verteilung der Megalithgräber im Raum der Großseenplatte (Abb. 4) fällt auf, daß lokal besondere Konzentrationen vorgelegen haben müssen. Obwohl

²⁴⁾ Oxenstierna, Nordgermanen p. 13

²⁵⁾ Eggers, Frühgesch. p. 151

²⁶⁾ Sprockhoff, Meg. Kultur p. 18; Aner, Großsteingräber p. 48; Nilius, Neolith. Meckl. p. 14; Schuldt, Gräber p. 92; Oxenstierna, Nordgermanen p. 12

²⁷⁾ Schuldt, Gräber p. 106

²⁸⁾ Nilius, Neolith. Meckl., p. 83

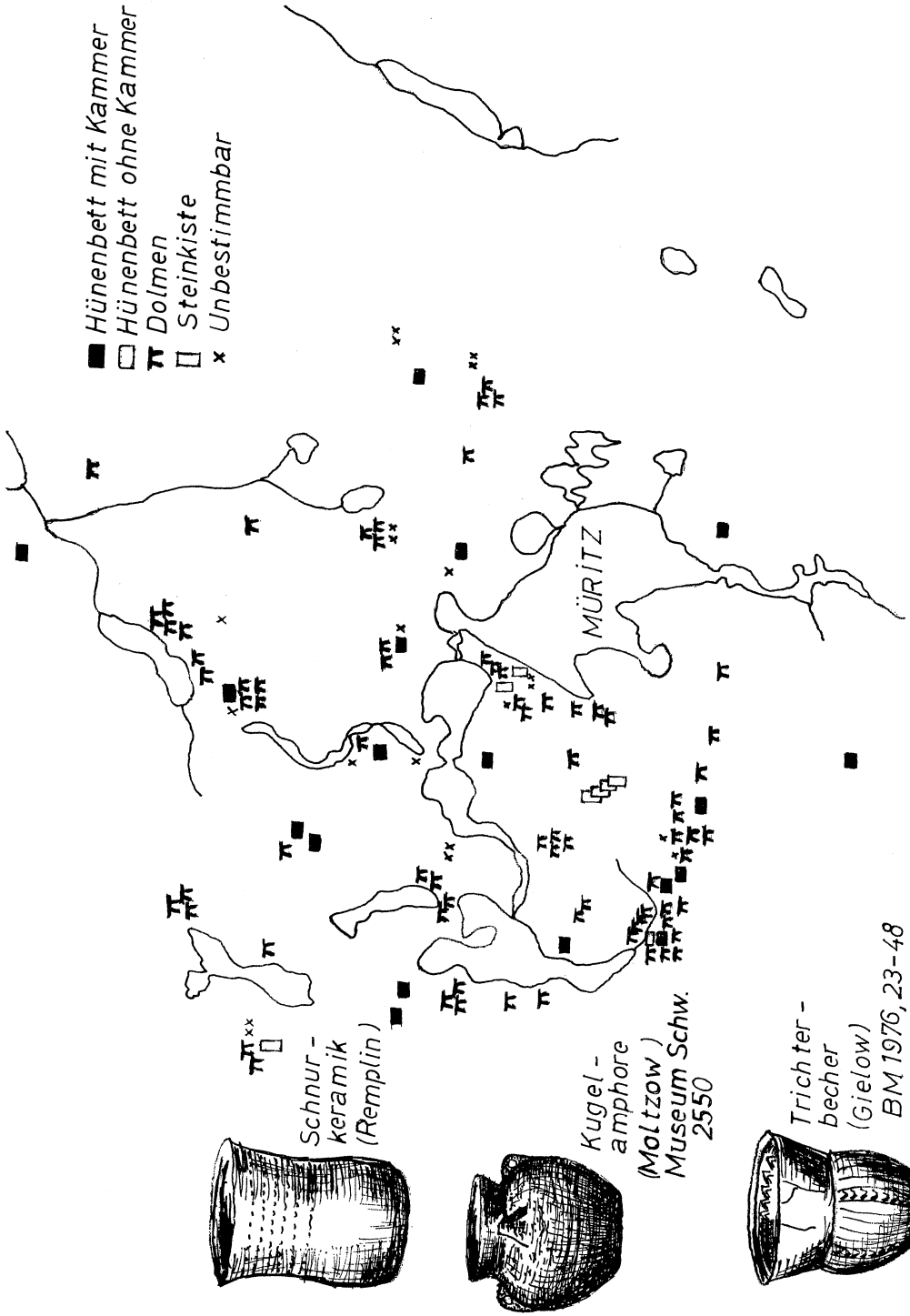


Abb. 4: Megalithgrabfelder im Gebiet der Großseenlandschaft

die vorhandenen Anlagen etwa nur noch ein Drittel des einstigen Bestandes repräsentieren, sind diese Ansammlungen auch gegenwärtig noch zu erkennen. So fallen besonders auf die Häufungen in den Gemarkungen von Basedow - Rothenmoor - Sagel - Moltzow am Südufer des Malchiner Sees, das Westufer der Müritz im Raum Klink - Poppentin - Sembzin - Sietow - Lexow und vor allem die Gegend südlich des Plauer Sees mit den Feldmarken von Stuer - Darze - Erlenkamp - Karchow - Dambeck - Zislow. Auch bei Freidorf im Gebiet der Havelquellen und in den Seeblänken am Torgelower See hat es Gruppen von Großsteingräbern gegeben. Für die Häufung der Gräber bei Stuer wurde der Ausdruck „Dolmenlandschaft“ geprägt²⁹⁾. Bei den „Heistersteinen“ hat es sich einstmals um 3 Anlagen gehandelt³⁰⁾. Die Zahl der Gräber scheint jedoch noch größer gewesen zu sein. Maßgebend für diese Annahme ist ein Hinweis von Wossidlo³¹⁾, wonach sich unweit der noch vorhandenen Gräber eine „Große Steinanlage“ befunden haben soll, die „vor 50 Jahren“ zerstört wurde.

Über die Belegungen der Großsteingräber ist relativ wenig bekannt. In der Regel fanden sich nur noch Nachbestattungen, meist des „Kugelamphoren-Kreises“, in ungestörter Lage auf den Dielenböden. Über die einstige Belegungsstärke liegen nur ungenaue Angaben vor. Nach einer Zusammenstellung für die mecklenburgischen Großsteingräber³²⁾ waren nachweisbar in Urdolmen bis zu 2, in Erweiterten Dolmen bis zu 8, in Großdolmen bis zu 13 und in Ganggräbern bis zu 20 Individuen. Diese Zahlen sind wahrscheinlich zu niedrig bemessen gegenüber dem tatsächlichen einstigen Belegungsumfang, denn in dänischen Großsteingräbern wurden Reste von bis zu 70 Skeletten gefunden. Interessant ist nun, daß allem Anschein nach Umbettungen zu diesen hohen Belegungszahlen geführt haben. Da fast immer nur Skelettreste, und diese meist auch zusammengeschoben, vorhanden waren, können die Reste der Leichname erst nach längerer, anderweitiger Lagerung in die Großsteingräber gekommen sein. Möglicherweise hat es in diesen Fällen Exhumierungen gegeben³³⁾. Dieser Bestattungsritus scheint nur beim „Kugelamphoren-Kreis“ vorgelegen zu haben. Auffallend ist in diesem Zusammenhang der Fund in einem Großdolmen (Moltzow, Grab V, Nr. 1130, Tab. 3), wo Reste von 8 Skeletten gefunden wurden, bei denen die Schädel alle aufrecht angeordnet waren.

Bei den frühen Urdolmen mit ihren Einzelbestattungen könnte es sich um Beisetzungen für Angehörige aus der Stammesführerschicht gehandelt haben. Erst die Erweiterten Dolmen und besonders später die Großdolmen werden gleichsam Kollektivgräber gewesen sein, da die in ihnen vorgefundenen Skelettreste an Umfang über einen Familienverband hinausgingen. Es gibt einige Hinweise dafür, daß es einen besonderen „Totenkult“ gegeben hat, der im einzelnen jedoch nicht mehr erkennbar ist.

Beim „Totenkult“ im Rahmen der Beisetzung spielten offensichtlich drei Elemente eine besondere Rolle: Beigaben, Flint und Feuer. Bei den Beigaben ist auffallend, daß zumindest in den Anfängen Waffen stets in „Griffnähe“ auf der Brust oder am Körper lagen. Pfeilspitzen (Querschneider) hingegen waren wahllos verstreut angeordnet. Der Flint (Feuersteinknollen roh oder vorbearbeitet) war meist in großer Zahl vorhanden. Entweder bedeckte er die Diele, wo er gleichsam im Feuer gesintert war oder er war zu finden in Form geglühter Geräte (Äxte, Dolche oder Schlagsteine), die im Feuer in der Regel zersprungen waren. Daneben hat es vielleicht noch Nahrungsbeigaben gegeben, die in Tongefäßen ins Feuer geworfen wurden. In diese Richtung deutet auch ein Fund in einem Grab bei Klein-Quassow, wo ein Tier über die Beine des Leichnams gelegt worden war.³⁴⁾ Das Feuer hat im Mittelneolithikum mit

²⁹⁾ Hollnagel, A., 1969: BMJ p. 115

³⁰⁾ Beltz, Alterthümer p. 112, Ders., 1899: MJB 64, p. 97; Schlie, F., 1902: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Meckl.-Schwerin. Bd. 5, p. 460

³¹⁾ Wossidlo, Sagen p. 66. Diese Anlage kann nicht identisch gewesen sein mit jener, die Freund (MJB, 1840, p. 101) beschrieben hat und die er vor einer Zerstörung bewahrte. Sie dürfte bei Grabowhöfe gelegen haben

³²⁾ Schuldt, Gräber p. 106

³³⁾ Schuldt, Gräber p. 106

³⁴⁾ Schuldt, Gräber p. 106

Sicherheit eine besondere kultische Bedeutung gehabt. In den Grabkammern muß es vor den Beisetzungen kultische Feuer gegeben haben, mit denen die Kammern vielleicht „gereinigt“ werden sollten. Dabei wurden Flintstücke in bisweilen großer Zahl aber auch Geräte und Waffen dem Feuer übergeben. Beispielsweise war in einem Großdolmen bei Moltzow (Tab. 3, Nr. 1130) die eigentliche Fußbodenplatte mit einer Schicht aus geglühtem Feuerstein bedeckt³⁵). Im Dolmen Nr. 2 von Serrahn am Krakower See ist die Einwirkung des Feuers so stark gewesen, daß der rote Buntsandstein den Estrich unter der Diele noch rot verfärbt hat³⁶). Mit Sicherheit hat es weder in der Trichterbecherperiode noch zur Kugelamphorenzeit Brandbestattungen gegeben. Dies war erst ganz vereinzelt zum Ende der Obergarzeit während der Einzelgrabkultur der Fall³⁷).

Faßt man die vorliegenden Forschungsergebnisse über den Totenkult der Trichterbecher- und Kugelamphorenkultur zusammen, so gelangt man zu dem Schluß, daß allgemein zu Beginn des Mittelneolithikums mit der Errichtung der erweiterten Dolmen und der Großdolmen die bis dahin im Frühneolithikum geübte Einzelbestattung in Erdgräbern, Steinrahmengräbern oder einfachen Urdolmen aufgegeben wurde. Möglicherweise wurden nach Errichtung der Großdolmen Einzelbestattungen während der Kugelamphorenzeit exhumiert und die Reste in diesen Megalithgräbern feierlich beigesetzt, wobei vorher in einem „Feuerkult“ die Kammer „gereinigt“ und den Toten zahlreiche „Opfer“ dargebracht wurden, indem man Flintgeräte und Waffen, Tongefäße und vielleicht auch Tiere und Kleidungsstücke in das Opferfeuer warf. Später wurde bei spätneolithischen Steinkistengräbern entweder auf der Oberfläche oder in der ausgehobenen Grube ein „Kultfeuer“ entfacht. Die Beisetzung erfolgte in der Brandasche³⁸). Dieser Ritus hat dann nach der „Dolchzeit“ später in der mittleren Bronzezeit (Periode III B) die allgemein übliche Brandbestattung eingeleitet.

Es sind noch andere Kulthandlungen bekannt, deren Ablauf jedoch nicht mehr zu rekonstruieren ist. Ein besonderes Rätsel stellen in diesem Zusammenhang die sogenannten „Hünenbetten“ dar. Es handelt sich um große Steinsetzungen in Trapez- oder Rechteckform (Abb. 5). Das rechteckige Hünenbett war im westlichen und mittleren Mecklenburg stärker vertreten³⁹). Seine Ausbildung war wohl von Vorbildern in Schleswig-Holstein und Niedersachsen beeinflusst. Die Trapezform trat mehr im Nordosten des Landes auf. Man unterscheidet allgemein „Hünenbetten mit Kammern“ und „Hünenbetten ohne Kammern“. Das „Hünenbett mit Kammer“ ist bei den Urdolmen, den Erweiterten Dolmen und den Großdolmen vertreten. Erweiterte Dolmen und Großdolmen ruhen vielfach auf sogenannten Rollsteinhügeln, in denen die Träger „verkeilt“ waren. Das Verhältnis Hünenbett:Rollsteinhügel betrug bei den Urdolmen etwa 2:1, bei den Erweiterten und Großdolmen genau umgekehrt etwa 1:2⁴⁰). Ein Zeichen für das relativ hohe Alter, das bei den Hünenbetten vorgelegen haben muß. Ausgrabungen bei mecklenburgischen „Hünenbetten ohne Kammer“⁴¹) erbrachten den Nachweis, daß diese Betten teilweise sehr groß angelegt waren. Es sind Seitenlängen bis zu 125 m ermittelt worden. Im Megalithgräberfeld von Stuer existierte sowohl ein Rechteck- als auch ein Trapezbett (Tab. 3).

³⁵) Beltz, Altertümer p. 94; Nilius, Neolith. Meckl. p. 12. (Dieses Grab enthielt vielleicht zwei Bestattungshorizonte. Der Boden war mit „Gefäßscherben“ regelrecht „gepflastert“. Dies ist aus anderen Anlagen nicht bekannt geworden.)

³⁶) Schuldt, Gräber p. 83

³⁷) Schoknecht, U., 1953: BMJp. 168 (vergl. Tab. 3, Nr. 1122a Klink IV) u. BMJ 1976 (1977) p. 37ff

³⁸) Asmus zit. b. Schoknecht, U. 1955: BMJp. 61 – 62

³⁹) Schuldt, Gräber p. 102

⁴⁰) Schuldt, Gräber p. 68

⁴¹) Hollnagel, A., 1975: BMJp. 112; Schuldt, E., 1965: BMJp. 9 – 23, Ders., 1966: BMJp. 20 – 25, Ders., 1967: BMJp. 17 – 22



Abb. 5: Erweiterter Dolmen mit Hünenbett bei Stuer am Südufer des Plauer Sees (Sprockhoff Nr. 40, Schuldt Nr. 1046) (Aufnahme Dr. U. Schoknecht 1960)

Die Gründe für die Errichtung der „Hünenbetten“ sind unklar. Teilweise vermutet man, daß diese Steinsetzungen als „Schutzzaun“ für die Grabanlagen anzusehen sind⁴²⁾. Nach anderer Auffassung⁴³⁾ sollen die „Hünenbetten“ ursprünglich wesentlich größer als die Steinkammern angelegt worden sein, um später weitere Kammern aufzunehmen, zu deren Errichtung man dann aber nicht mehr kam. Die Vielzahl der Anlagen spricht jedoch gegen eine solche Auffassung, zumal bei den wenigen Hünenbetten, bei denen mehrere Kammern vorhanden sind, diese alle zur gleichen Zeit errichtet worden sein müssen. Besondere Beachtung verdienen die sogenannten „Wächtersteine“.⁴⁴⁾ Hierbei handelt es sich um große Findlinge, die in der Regel an den Ecken der Hünenbetten aufgestellt wurden, die bisweilen auch isoliert standen. Sie wiesen Höhen bis zu 3,5 m auf. Sie besaßen unzweifelhaft kultische Bedeutung. In ihrer Bedeutung werden sie den Menhiren oder den Bautasteinen gleichgestellt⁴⁵⁾. Ihre besondere Rolle ergibt sich auch aus bestimmten Funden. Am Fuß der „Wächtersteine“ fand man zahlreiche Flintabschläge, die nicht zufällig dorthin gekommen sein können.

Besondere Beachtung verdienen in diesem Zusammenhang die „Hünenbetten ohne Kammern“. Ihre Errichtung gibt zahlreiche Rätsel auf, die bis zur Gegenwart noch ungelöst sind. Diese Hünenbetten kommen anscheinend nur im westlichen und mittleren Mecklenburg vor. Die östlichsten Ausläufer wurden bislang bei Stuer am Plauer See und in Gnewitz bei Rostock festgestellt. In einigen Hünenbetten fand man Spuren, die auf Einzelgräber aus der Übergangszeit vom Früh- zum Mittelneolithikum hindeuten. Indessen sind in fast allen „Hünenbetten ohne Kammern“ keine Skelettreste oder auch nur Spuren von „Leichenschat-

⁴²⁾ Beltz, MJB 64, p. 78–109

⁴³⁾ Sprockhoff, Meg. Kultur p. 14

⁴⁴⁾ Schuldt, Gräber p. 69

⁴⁵⁾ Schuldt, Gräber p. 70

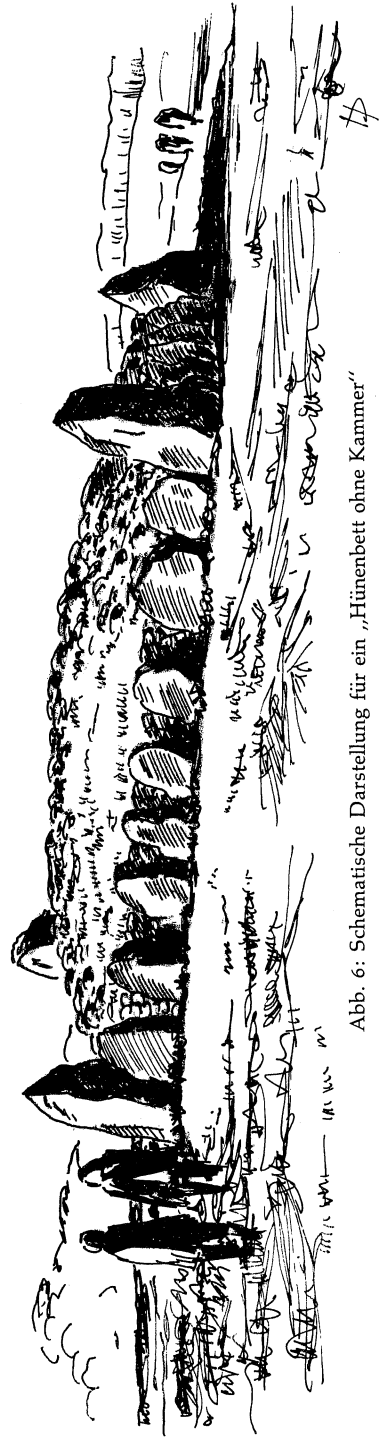


Abb. 6: Schematische Darstellung für ein „Hünenbett ohne Kammer“

ten“ festgestellt worden. Lediglich Nachbestattungen aus der Einzelgrabkultur oder Urnenbestattungen aus noch jüngeren Perioden (Eisenzeit, Kaiserzeit, Slawenzeit) waren zu finden. Diese Hünenbetten müssen aber von „Trichterbecher-Stämmen“ errichtet worden sein, denn man fand ihre Keramik in allen Betten⁴⁶). In den mecklenburgischen „Hünenbetten ohne Kammern“ von Stralendorf bei Schwerin, Rothenmoor bei Sternberg und Gnewitz bei Rostock fand sich Trichterbecherkeramik, so daß ihre Datierung aus der Übergangszeit vom Früh- zum Mittelneolithikum zweifelsfrei ist⁴⁷).

Es könnte möglich sein, daß einige dieser „Hünenbetten ohne Kammer“ jene frühen Kultstätten der Megalithkultur waren, die bislang noch nicht eindeutig identifiziert werden konnten. Hierauf deuten einige Indizien. So verwies Ritter⁴⁸) bei der Ausgrabung eines „Hünenbattes ohne Kammer“ bei Karft auf eine Grube von etwa einem Meter Durchmesser, die „mit Kohle und Asche“ gefüllt war. Gefunden wurden Röhrenknochen und ein Stück Bernstein. Im „Hünenbett ohne Kammer“ von Lübow fanden sich in Brandresten Pferdeknöchel. Im Megalithgräberfeld von Stuer muß es ein „Hünenbett ohne Kammer“ gegeben haben, das leider zerstört ist⁴⁹). „Hünenbetten ohne Kammer“ existieren auch in Schleswig-Holstein, Niedersachsen, in der Bretagne und in England („long barrows“), wo sie neben „Hünenbetten mit Kammern“ stehen. In den mecklenburgischen „Hünenbetten ohne Kammern“ fanden sich Gruben, die mit Rollsteinen ausgekleidet waren. Der Ausgräber deutete sie als Bestattungen in Strecklage, also eine Bestattungsform, wie sie noch im Frühneolithikum üblich war. Es fanden sich jedoch keine Spuren, die einwandfrei auf eine Bestattung hindeuten.

Welche Art von Kulthandlungen sich auf diesen „Hünenbetten ohne Kammern“ vollzogen haben, ist unbekannt. Darüber kann man nur Vermutungen anstellen. Die Brandspuren deuten auf einen Feuerkult (Sonnenkult?). Die Entwicklung der Kulthandlungen muß später weitere unterschiedliche Richtungen eingeschlagen haben. Ein Hinweis darauf sind die sogenannten „Schälchen oder Näpfchen“. Es handelt sich hierbei um daumen- bis faustgroße Vertiefungen, die auf Decksteinen, Trägern, Wächtersteinen oder auch auf sogenannten „Opfersteinen“ angebracht wurden (Abb. 7)⁵⁰). Art und Weise der Anbringung dieser „Näpfchen“ schließen es nach Schuldt aus, daß sie von „Trichterbecher-“ oder von „Kugelamphoren-Leuten“ angebracht worden sind. Möglicherweise erfolgte das „kultische“ Bohren durch die Streitaxtleute während der Einzelgrabkultur oder es geschah sogar erst in der frühen Bronzezeit. Welchen Zweck dieses „kultische“ Bohren gehabt hat, dafür gibt es mehrere Theorien, aber keine gesicherten Aussagen. Nach Sprockhoff⁵¹) handelte es sich um einen „Thorskult“. Er folgerte dies aus dem Tragen von „Thorsäxten“ (doppelaxtförmige Bernsteinanhänger), die als Amulette beziehungsweise Schmuckanhänger getragen wurden. Er verweist außerdem auf die Beschränkung des „Schälchenkultes“ auf den Norden, den sogenannten Dolmenkreis. Im Emsland beispielsweise fehlen diese „Schälchen“, obwohl Großsteingräber vorhanden sind. Er schreibt auch den sogenannten „Opfersteinen“ eine besondere kultische Bedeutung zu (z. B. Bollewick Nr. 1020, Zislow Nr. 1060 Tab. 3). Sprockhoff meinte sogar eine Konzentrierung der Dolmen um diese „Opfersteine“ konstatieren zu können. Dieser letztgenannten Schlußfolgerung wird man indessen nur bedingt folgen können, da die Dolmen in der Großseenlandschaft bereits im älteren Mittelneolithikum errichtet worden sein müssen, die „Opfersteine“ jedoch spätnolithisch oder sogar erst bronzezeitlich waren, zumindest was die „Schälchen“ anbetrifft. Es sei denn, daß hier eine

⁴⁶) Hollnagel, A., 1970: BMJp. 110–142; Nilius, Neolith. Meckl. p. 16; Schuldt, Gräber p. 95; Beltz, Alterthümer p. 112

⁴⁷) Schuldt, Gräber p. 95; Beltz, MJB 74, p. 86–88

⁴⁸) Ritter (1840) zit. b. Nilius, Neolith. Meckl. p. 16; Sprockhoff, E. 1954: Offa

⁴⁹) Beltz, Alterthümer p. 110, Nr. 3; vergl. a. Sprockhoff, Atlas p. 47 (Grab I o. Nr.); vergl. a. Hollnagel, BMJ 1969 p. 112; vergl. Schuldt, BMJ 1965 p. 13, ders., BMJ 1966 p. 22, der., BMJ 1967 p. 22

⁵⁰) Schuldt, Gräber, p. 69

⁵¹) Sprockhoff, Meg. Kultur p. 140

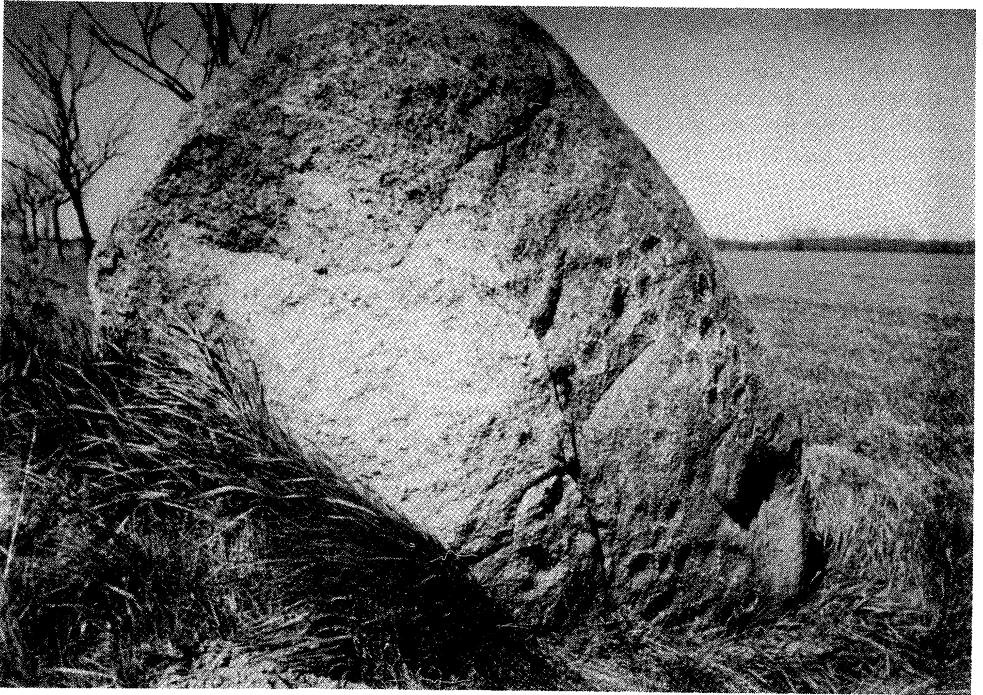


Abb. 7: „Schälchenstein“ von Teusin bei Demmin (Aufnahme H. Rehse in Mitt. Bezirksfachausschuß f. Ur.- u. Frühgesch. Neubrandenburg 1982, 29, Tafel 3)

gewisse „Tradition“ vorgelegen hat und diese Findlinge schon vordem als „Opfersteine“ gedient haben.

Während Sprockhoff also einen „Thors-“ beziehungsweise „Sonnenkult“ annimmt, wird aufgrund von Untersuchungen in Schottland an sogenannten „liegenden Steinkreisen“ die Folgerung gezogen, daß es sich bei den „Näpfchen“ oder „Schälchen“ um einen spätneolithischen beziehungsweise frühbronzezeitlichen Mondkult gehandelt haben könnte, bei dem es wahrscheinlich zu Ritualmorden gekommen ist, da man innerhalb der Steinkreise keine Spuren von Beisetzungen, wohl aber Reste von Kinderknochen und Tierknochen gefunden hat⁵²⁾. Gleichgültig welche Form des Kultes man annimmt, es bleibt die Tatsache, daß diese vorstehend aufgeführten Kulte aus dem späten Neolithikum oder sogar erst aus der frühen Bronzezeit stammen. Kultstätten der Trichterbecherkultur oder der Kugelamphorenkultur können die „Opfersteine“ kaum gewesen sein. Es muß jedoch als unwahrscheinlich gelten, daß die Erbauer der Großsteingräber mit ihrer vergleichsweise hohen Kultur, wenn man die Bestattungsrituale zugrundelegt, keine besonderen Kultstätten errichtet haben sollen. Menhire und Bautasteine als auch „Wächtersteine“ sind beredte Zeugen der einstigen mittelneolithischen Vorstellungswelt. Aus dieser Sicht sind einige der „Hünenbetten ohne Kammer“ in die Betrachtung einzubeziehen (z. B. Goldenbow, Brüsewitz, Lübow). Wenn Schuldt⁵³⁾ andeutet, daß vielleicht mesolithische Stämme die Megalithkultur übernommen haben und somit die Entstehung dieser „Hünenbetten“ zu erklären sei, so kann dies zutreffend sein, da die „Hünenbetten ohne Kammer“ im Hinblick auf die Megalithkultur einen unfertigen Eindruck machen und sich nur bedingt in den Kreis der Großsteingräber einordnen lassen. Die Beurteilung des tatsächlichen Status dieser Anlagen wird dadurch erschwert, daß mindestens zwei Drittel dieser Hünenbetten im 17. und 18. Jahrhundert, aber sicherlich

⁵²⁾ Burl., A., 1982: Spektrum der Wissenschaft. Heft 2 p. 51 – 57

⁵³⁾ Schuldt, Gräber p. 103; vergl. a. Beltz 1899, MJB p. 88

auch schon vordem, zerstört worden sind. Im Gegensatz zu den Dolmen waren die Steine leicht umzuwerfen und aufzuspalten, so daß sie ein gutes Baumaterial für Fundamente oder für den Chausseebau abgaben. So sind beispielweise im Kreis Hagenow fast alle „Hünenbetten ohne Kammer“ derartigen Verwendungen zum Opfer gefallen⁵⁴). Die ursprüngliche Zahl der einst vorhandenen „Hünenbetten ohne Kammer“ läßt sich demzufolge nicht mehr mit hinreichender Sicherheit ermitteln. Vielleicht gab es in allen Dolmenansammlungen im Gebiet der Großseenlandschaft einstmals einige „Hünenbetten ohne Kammern“ als Kultstätten wie es vielleicht auch im Raum Stuer der Fall gewesen ist. Jene zerstörte Anlage bei den Heistersteinen, deren Existenz Wossidlo erwähnte, könnte auch ein derartiges Hünenbett gewesen sein. Bei einigen „Hünenbetten ohne Kammer“ stellte sich nachträglich heraus, daß sie ursprünglich einen Urdolmen eingeschlossen haben. Die mit Rollsteinen ausgekleideten Gruben in den mecklenburgischen Hünenbetten (Gnewitz, Rothenmoor, Stralendorf) gleichen den Gruben in dänischen Hünenbetten, die für die Errichtung von Einzelgräbern angelegt worden sind. Als Datierung gilt das jüngere Frühneolithikum. Damit wären diese „Hünenbetten ohne Kammer“ als Vorläufer der eigentlichen Megalithbauten anzusehen. Zu verweisen ist jedoch andererseits auf die „Opfergruben“ in den Hünenbetten von Lübow und Brüsewitz sowie auf den „Altar“ (?) im Hünenbett von Goldenbow, die eine „Nutzung“ dieser Anlagen als Kultstätte nahelegen.

„Steinkränze“ galten in Mecklenburg allgemein als „altheilige“ Kultstätten. Eine derartige Anlage gibt es im Müritzgebiet noch bei Klopzow. Auch bei Sembzin soll es einstmals einen „Steintanz“ gegeben haben⁵⁵). Diese „Steintänze“ stehen jedoch anscheinend mit dem Neolithikum nicht in Beziehung. Nach den bislang vorliegenden Untersuchungen müssen sie in die vorrömische Eisenzeit datiert werden. Doch scheint hierüber noch keine endgültige Klarheit zu bestehen.

Von Interesse ist ein weiterer Umstand. Die Stätten der Megalithkultur scheinen auch von späteren Generationen noch lange Zeit als „heilige“ Stätten angesehen worden zu sein. Nach dem Verschwinden der Kugelamphoren-Stämme fanden zahlreiche Nachbestattungen der Einzelgrabkultur in den Großsteingräbern statt⁵⁶). Anschließend gab es während der Bronze-, Eisen- und Kaiserzeit immer wieder Nachbestattungen in den Großsteingräbern⁵⁷). Überraschend ist, daß es in der Nachbarschaft der Megalithgräber zur Anlage von regelrechten „Friedhöfen“ kam. So existiert in der Nähe der „Heistersteine“ ein bronzezeitliches Hügelgräberfeld. In diesen Gräbern sind eisenzeitliche, kaiserzeitliche und slawische Nachbestattungen nachgewiesen⁵⁸). In anderen Megalithgräbern (z. B. Cramon 1107, Moltzow 1130) fanden sich bronzezeitliche und slawische Nachbestattungen. Die Kontinuität der Belegung der Megalithgräber beziehungsweise der in ihrer Nachbarschaft gelegenen „Friedhöfe“ spannt sich somit in einem weiten Bogen vom Frühneolithikum etwa um 2500 v. Chr. bis in die späte Slawenzeit um 1200 n. Chr.

4. Sagen

Die von Wossidlo über die „Heistersteine“ gesammelten Sagen haben folgenden Wortlaut⁵⁹):

Vom Prinzenwerder und der (wüsten) Falkenhäger Kirche⁶⁰) schlägt die Volkssage eine Brücke zu den „Heistersteinen“:

⁵⁴) Schuldt, Gräber p. 16

⁵⁵) Wossidlo, R. 1930: Z. Heimatb. Meckl. Schwerin p. 44

⁵⁶) Nilius, Neolith. Meckl. p. 27

⁵⁷) Schlie, Kunstgesch. p. 460; Beltz, Alterthümer p. 111–113 Schuldt, E., 1971 BMJ p. 159–160

⁵⁸) Corpus archäologischer Quellen auf dem Gebiet der DDR (Corp. Arch.). Nr. 57/85 p. 572–573

⁵⁹) Wossidlo, Sagen p. 66–67

⁶⁰) Deppe, H. J., 1983: Carolinum – Hist. Lit. Z., Göttingen (Im Druck)

- Beim Heisterstein⁶¹⁾ sind nach alter Überlieferung früher Opfertiere geschlachtet worden, im Falkenhäger See sind sie vorher gebadet worden von den Priestern
- De Heisterstein is as Kark nutzt worn, as dat noch keen Karken geben hett
- De Heisterstein sall sick jede Johannisnacht updohn
- Bi'n Heisterstein sall een Hün dood makt sien, dat Riff sall in een Kark hängen
- Nicht weit vom Heisterstein beim Birnbaum an der Gievitzer Scheide soll die „Wilde Jagd“ getobt haben
- Bi'n Heisterstein hebben eens Lüd' grawt na Geld. Se hebben ok 'ne Kist vull Gold funnen. As se dat rutwuchten willen, kümmt 'ne Kutsch antauführn. Dor het 'ne witte Dam in säten und veer Göse sünd dorvör spannt wäst. Nahst is en Fuhrwark kamen mit veer witt Müs. Dor het de een Schatzgräwer ropen: „Dit wat jo woll ümmer hübscher“ – bautz is de Kist wedder insackt in de Ird.

Die Verbindung zwischen den Heistersteinen und der alten Kirche von Falkenhagen bleibt dunkel. Nach Wossidlo sollen die Kirchen der ersten Kolonisationswelle an alten heidnischen Kultstätten errichtet worden sein. Im vorliegenden Fall kann es sich nur um spätslawische Kultstätten gehandelt haben. Da aber die Falkenhäger Kirche sicherlich eine echte Hagenpfarre war, bleibt es zweifelhaft, ob sie in Verbindung zu einer slawischen Kultstätte im „Prinzwerder“ stand. Indessen leitet sich der Name „Prinzwerder“ wahrscheinlich von „Flinswerder“ ab, woraus Wossidlo⁶²⁾ folgerte, daß dies auf den wendischen Götzen „Flins“ hindeuten würde. Es wäre indessen auch denkbar, daß es sich um ein slawisches Hagendorf gehandelt hat, denn Schoknecht hat auf der Wüstung jungslawische Keramik gefunden. Doch scheint eine echte „Hagenflur“ aufgrund alter Kartenwerke (Balsleben 1726) vorzuliegen.

Interessant erscheint die Sage, wonach die „Heistersteine“ bereits als „Kirche“ benutzt worden seien, als es noch keine Kirchen gab. Vielleicht deutet sich in dieser Sage ein Bezug zur vorchristlichen Zeit an, der sich im Volksmund über viele Jahrhunderte erhalten haben muß. Auf eine derartige Möglichkeit verweisen indirekt die Forschungsergebnisse der archäologischen Untersuchungen. Danach müssen die Megalithgräber (vielleicht mit der früher noch vorhandenen Kultstätte) über zwei Jahrtausende, nachdem die Erbauer diese Anlagen verlassen hatten, noch kultischen Zwecken gedient haben. Durch die in diesen Gräbern gefundenen Nachbestattungen bzw. durch die außerdem nachgewiesene langfristige Belegung der in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen „Friedhöfe“ praktisch während aller späteren Epochen läßt sich ein derartiger zeitlicher Zusammenhang nachweisen⁶³⁾. Wenn praktisch fortwährend in den Megalithgräbern oder in den unmittelbar benachbarten Hügelgräbern Nachbestattungen stattfanden, muß damit als erwiesen gelten, daß auch mündliche Überlieferungen vorhanden waren. Erst bei der Überschneidung der spätslawischen zur frühdeutschen Zeit kommt es zum allmählichen Erlöschen dieser Weitergabe. Trotzdem muß sich durch die Berührung beziehungsweise Vermischung der deutschen und slawischen Bevölkerungsteile über das ganze Mittelalter das Gedankengut in Form der Sage erhalten haben. Damit ist anhand der frühgeschichtlichen Forschungsergebnisse der reale Kern, der dieser Sage zugrundegelegen hat, nachgewiesen. Die Sage verweist demnach ziemlich eindeutig auf die einstige Funktion als Kultstätte, die den Heistersteinen für lange Zeit zueigen gewesen sein muß.

⁶¹⁾ Nach Wossidlo trägt der ganze Waldteil der „Seeblänken“ den Namen „Heisterstein“. Freund (1840) deutete den Namen als „Elsterstein“. Wahrscheinlicher ist jedoch eine Ableitung von „Heister“ = Eichen-, Buchen-Lohden = Alter plattdeutscher Ausdruck (Schoknecht)

⁶²⁾ Wossidlo, Sagen p. 65

⁶³⁾ Corp. Arch. p. 572 – 573

Einer weiteren Erörterung bedarf der Hinweis, wonach die „Heistersteine“ wohl stets in einem Wald gelegen haben. Freund⁶⁴⁾ verwies bereits darauf, daß die „Seeblänken“ anscheinend schon immer Wald gewesen seien, denn nirgends habe er alte „Ackerfurchen“ entdecken können. Diese Aussage kann sich wohl nur auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg beziehen. Die ältesten Kartenwerke aus dem 17. Jahrhundert belegen einwandfrei Wald in diesem Gebiet. Fraglich bleibt, warum bei der ersten Siedlungswelle zwischen 1200 bis etwa 1225 die Rodung dieses Waldgebietes ausgespart wurde, während die Gemarkungen der Dörfer Falkenhagen und Pansenhagen eindeutig aus dem großen Buchenwaldgebiet vor den Toren der Stadt Waren gerodet wurden. Auch die Warener Stadtfeldmark selbst muß zu dieser Zeit aus dem Buchenwaldgebiet entstanden sein, denn dieser Teil nördlich der Stadt hieß noch auf der Karte von Balsleben aus dem Jahre 1726 „Auf der Rühmte“ (Räume). Vielleicht hat die Ehrfurcht der ersten Siedler, unter denen sich mit Sicherheit auch Wenden befunden haben, diese „heiligen Haine“ bei der Landnahme ausgespart. Die „Seeblänken“, zumindest der Teil an der Torgelower Scheide scheint ein solcher „heiliger Hain“ gewesen zu sein. Unweit dieses Waldes lag die einstige wendische Hauptburg Schlön („Zlone“), die noch um 1218 ihre große, überregionale Bedeutung innegehabt haben muß. Der Name „Torgelow“ leitet sich wahrscheinlich ab von „Büffelkopf“. Möglicherweise lag der zur Tempelburg Schlön gehörige heilige Hain in den „Seeblänken“, wie es anscheinend bei der alten Burg Röbel mit dem „Großen Schwerin“ der Fall gewesen ist⁶⁵⁾. Es ist allerdings fraglich, ob und wo es eine slawische Burg in Alt-Röbel gegeben hat. Jedoch soll die Marienkirche zu Alt-Röbel auf einer slawischen Tempelanlage errichtet worden sein. Denkbar ist, daß die heidnische Kultstätte vormals jenes Großsteingrab im Glienholz bei Röbel war. Vielleicht hängt die von Schlie (1905) angeführte Sage, wonach die alte Kirche zu Dambeck einstmals zu einer „Stadt Glien“ gehört haben soll, hiermit zusammen. Diese sehr alten Beziehungen lassen sich nicht mehr rekonstruieren.

Vielleicht haben die einwandernden wendischen Stämme um 600 n. Chr. von den Resten der germanischen Bevölkerung die Überlieferungen für die „altheiligen Kultstätten“ übernommen. Bei den germanischen Stämmen ist eine mündliche Überlieferung durch die langzeitige Besiedlung und Belegung der „Friedhöfe“ während der voraufgehenden Epochen (römische Kaiserzeit, vorrömische Zeit, Eisen- und Bronzezeit) mehr als wahrscheinlich. So haben die Stämme der Trichterbecherkultur mit der Errichtung ihrer Megalithgräber für mehr als 2000 Jahre indirekt prägend auf die nachkommenden Völker gewirkt. Durch das verdienstvolle Sammeln des mecklenburgischen Volkstums hat Richard Wossidlo die alten Überlieferungen bewahren können, die eine wichtige Ergänzung der Vorgeschichtsforschung sein können. Gerade am Beispiel der „Heistersteine“ läßt sich demonstrieren, daß Vorgeschichtsforschung und Volkstumsforschung einander in wesentlichen Punkten in sinnvoller Weise ergänzen können.

5. Versuch einer Deutung

Versucht man am Beispiel der „Heistersteine“ die einzelnen Fakten im Zusammenhang zu betrachten, so zeigt sich ein erstaunliches Phänomen, das bei allen Epochen der Frühzeit auffällt und sich noch bis in das späte Mittelalter verfolgen läßt, nämlich das starke Festhalten an Traditionen und Überlieferungen. Geht man bis in die „graue Vorzeit“ zurück und läßt es dahingestellt, ob es sich bei der „Trichterbecherkultur“ um eine Entwicklung aus bodenständiger mesolithischer Wurzel oder um zugewanderte Völker gehandelt hat, so kann man feststellen, daß in der Trichterbecherkeramik Muster auftauchen, wie sie im Mesolithikum bereits auf Jagdgeräten, beispielsweise Harpunen, zu finden sind. Möglicherweise blieben mesolithische Stammesreste zwischen den neolithischen „Trichterbecher-Stämmen“ längere Zeit erhalten, so daß es zwischen beiden Volksgruppen zu vielfältigen Verbindungen

⁶⁴⁾ MJB, 1840, B. p. 101

⁶⁵⁾ Beyer, W., 1867: MBJ 32:58-192

gekommen ist. Mesolithische Wohnplätze fanden sich in der Regel immer an Gewässern (z. B. Stinthorst, Kl.-Quassow, Seedorf). Sprockhoff verweist auf den Umstand, daß Großsteingräber fast immer in der Nähe von Gewässern („heilige Weiher“?) angelegt worden sind.

Ein besonderes Rätsel bleibt der Anlaß für den Bau der zur damaligen Zeit gewaltigen Megalithgräber, die noch mehr als 2000 Jahre nach dem Verschwinden ihrer Erbauer als kultische Zentren gedient haben müssen. Man kann in diesem Zusammenhang einige Ähnlichkeiten zwischen den Königsgräbern im Alten Reich Ägyptens und den nordischen Großsteingräbern nicht in Abrede stellen⁶⁶⁾. Sicherlich reichen diese Indizien nicht für eine schlüssige Beweiskette. Warum aber soll es nicht bereits in vorgeschichtlicher Zeit zu Verbindungen zwischen den norddeutschen neolithischen Völkern und dem Alten Reich Ägyptens oder vorderasiatischen Hochkulturen gekommen sein? Undenkbar wäre dies nicht, wenngleich es bislang dafür an Beweisen fehlt. Vielleicht gelingt es der Archäologie eines Tages, dafür Nachweise zu erbringen, denn in umgekehrter Richtung liegen entsprechende Funde von nordischer Birkenrinde oder Bernstein in Pharaonengrabanlagen vor.

Die wenigen Spuren über Kultvorstellungen lassen kaum eine Deutung zu. In jedem Falle aber müssen diese Vorstellungen über die primitive naturreligiöse Vorstellungswelt des Mesolithikums weit hinausgegangen sein.

Ob hier mediterrane oder vorderasiatische Einflüsse von Bedeutung waren, läßt sich nicht abschätzen. Es muß indessen bezweifelt werden, daß die Großsteingräber lediglich Familiengräber gewesen sein sollen⁶⁷⁾. Die Resultate der mecklenburgischen Ausgrabungen legen vielmehr den Schluß nahe, daß es im Laufe der Zeit zu einer tiefgreifenden Änderung in der religiösen Vorstellungswelt der „Trichterbecher-“ und gleichlaufend der „Kugelamphoren-Leute“ gekommen ist. Schon die Ausgestaltung der Großsteingräber (Pflasterung des Dielenbodens, Trockenmauerwerk, Schwellenstein, Türbögen, Verschlusssteine, Querwände, Hünenbetten u.a.m.) deuten auf bestimmte Vorstellungen von einem „Jenseits“ hin. Das Sammeln der Gebeine, wahrscheinlich sogar verbunden mit Exhumierungen, ist ein weiterer wichtiger Hinweis auf die völlig andere Gedankenwelt des Neolithikers gegenüber dem Mesolithiker. Hinzu kommt der nachweisbar praktizierte „Feuerkult“, zumindest vor den Beisetzungen in der ganzen Kammer oder doch in den Vorräumen verbunden mit „Opfergaben“, die in das Feuer wanderten.

Die ursprüngliche Anschauung bei der Beisetzung in frühneolithischen Erd- oder Steinrahmengräbern war anscheinend geprägt von der Vorstellung des Fortlebens nach dem Tode. Der Leichnam „lebte“ noch. Hinweise darauf sind die vereinzelte Anwendung der Rötelfärbung, wie sie vor allem bei bestimmten subneolithischen Gruppen in Erdgräbern nachgewiesen wurde⁶⁸⁾. Auch die Ausstattung mit Geräten, Gefäßen und „griffbereiten“ Waffen sowie die Mitgabe von „Wegzehrung“ deuten darauf hin. „Mit der Megalithkultur beginnt der Sieg des Grabgedankens über die älteren Anschauungen vom Fortleben des Toten. Jetzt erst ist der lebende Leichnam tot und die Vorstellungen, die den unsrigen näher stehen und unserem Begreifen und Fühlen faßbarer sind, erscheinen im alteuropäischen Totenkult. Der Welt der Lebendigen tritt die Welt der Toten gegenüber, und diese Scheidung ist erst möglich geworden durch die Loslösung der Seele vom Körper, durch die Aufhebung der alten monistischen Anschauung“ (Ebert).

Es bleibt unklar, ob schon in der Megalithkultur eine derart tiefgreifende Scheidung in der Vorstellungswelt der Menschen sich vollzogen hat. Einige Hinweise deuten allerdings in diese Richtung. Hier ist in erster Linie der rituelle Feuerkult zu erwähnen. Kann man die vorausgehenden Feuer innerhalb des Grabraumes noch als „Reinigung“ deuten, so müssen

⁶⁶⁾ Frobenius, L., 1916: Der kleinafrikanische Grabbau.

⁶⁷⁾ Oxenstierna, Nordgermanen p. 16 folgert aus dem Vorkommen von 225 Ganggräbern in der Nähe von Göteborg, daß praktisch jeder Bauernhof sein eigenes Ganggrab gehabt habe.

⁶⁸⁾ Nilius, Neolith. Meckl. p. 25

die Opferungen von Gefäßen und Waffen in das Feuer eine weitergehende Bedeutung besessen haben. Das vorausgehende „Reinigungsfeuer“ kann einen einfachen Ausgangspunkt gehabt haben, indem es bereits beim gerade vollendeten Bau abgebrannt wurde. Bekanntlich war beim Bau der Grabanlage nach Aufrichtung der Trägersteine der Innenraum auszufüllen, denn nur über eine „schiefe Ebene“ (Hügelanschüttung) können damals die bis zu 25 t schweren Decksteine auf die Träger geschoben worden sein. Dabei hatte man wahrscheinlich das Innere der Steinkammer mit Holz ausgefüllt, das nach Vollbringen der Arbeit in einem vielleicht „weihevollen“ Akt abgebrannt wurde. Während dieses „Reinigungsfeuers“ wurde dann der Flint in großer Stückzahl in das Feuer geworfen. Davon zu unterscheiden sind sicherlich die kleineren „Opferfeuer“, die später namentlich nach erfolgter Aufteilung der Grabkammer in einzelne Quartiere in der Regel im Vorraum abgebrannt wurden, wobei ebenfalls Waffen (Äxte, Dolche und Pfeilspitzen) dem Feuer übergeben wurden. Auch wurden während dieser Kulthandlungen Flintabschläge und Schlagsteine in das „Opferfeuer“ geworfen.

Dem Ritual bei diesen „Opferfeuern“, soweit es gegenwärtig noch nachvollziehbar ist, müssen Vorstellungen zugrundegelegen haben, die über einen einfachen „Feuerkult“ hinausgingen. Hierfür kommen besonders die „Kugelamphoren-Stämme“ in Betracht, die anscheinend nach Abzug der „Trichterbecher-Stämme“ erst die Großsteingräber als „Totenmagazine“ genutzt haben. Das Hineinwerfen großer Mengen an Flint, von Gebrauchsgegenständen und Waffen in die Opferfeuer gleicht einer Mitgabe in eine „andere Welt“, mit dem nicht einfach an ein Weiterleben nach dem Tode gedacht war, sondern womit ein Hinüberwechseln in eine andere Welt gleichsam vollzogen wurde. Das Exhumieren und Sammeln der Skelettreste in Megalithgräbern deutet gleichfalls auf mystische Vorstellungen, die über eine Nutzung als einfaches Familiengrab hinausgegangen sind. Beim „Trichterbecher-Kreis“ scheinen derartige Vorstellungen vielleicht noch nicht vorgelegen zu haben, da in dieser Epoche bisweilen noch Einzelbestattungen vorgekommen sind⁶⁹⁾. Wenn allerdings die Megalithkultur auf altägyptische Vorbilder zurückgehen soll, so bleibt erstaunlich, warum keine bildmäßigen Darstellungen überliefert sind. Bekannt sind nur zwei „Opfersteine“ aus Schleswig-Holstein (Beldorf, Bunsloh/Kreis Süderdithmarschen)⁷⁰⁾, auf denen neben „Näpfchen“ Hand- und Fußabbildungen sowie ein fünfspeichiges Rad vorhanden sind, die auf eine Verehrung eines Himmels- oder Sonnengottes hindeuten.

Warum es im Gebiet der Großseenlandschaft lokal zur Häufung von Großsteingräbern kam (Stuer, Basedow, Freidorf, Heistersteine) ist nicht zu erklären. Man kann aber wohl davon ausgehen, daß es kultische Handlungen nicht nur in den Megalithgräbern bei den eigentlichen Beisetzungen gegeben hat, sondern auch in ihrer Nähe müssen Opferstätten existiert haben. Zu verweisen ist in diesem Fall auf ein Beispiel von Rügen, wo Eggers einen derartigen „Opferherd“ in der Nähe eines Großsteingrabes gefunden hat⁷¹⁾. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung ist es unwahrscheinlich, daß die sogenannten „Opfersteine“ (Bollewick, Zislow) diese kultischen Zentren gebildet haben⁷²⁾. Vielmehr ist anzunehmen, daß diese Steine erst im Spätneolithikum oder sogar erst in der frühen Bronzezeit ihre Funktion innehatten. Man muß davon ausgehen, daß zumindest im Gebiet der Großseenlandschaft die eigentlichen Kultstätten der Megalithkultur der Zerstörung anheimgefallen sind. Möglicherweise haben einige „Hünenbetten ohne Kammer“ eine Funktion als Kultstätten gehabt. Die gefundene Keramik verweist auf „Trichterbecher-Leute“ als Erbauer. Als Bauzeit wird durchweg das älteste Mittelneolithikum angegeben⁷³⁾. Somit sind die Anlagen zeitgleich mit den Dolmen errichtet worden. Das weitgehende Fehlen von Bestattungsnachweisen aus der Trichterbecher- und der Kugelamphorenzeit und die zum Teil

⁶⁹⁾ Schuldt, Gräber p. 89

⁷⁰⁾ Sprockhoff, Meg. Kultur p. 141

⁷¹⁾ Nilius, Neolith. Meckl. p. 14; Sprockhoff, E., 1954: Offa.

⁷²⁾ Sprockhoff, Meg. Kultur p. 139

⁷³⁾ Schuldt, Gräber p. 95

sehr großen Abmessungen der Anlagen könnten auf eine Funktion als Kultstätten hindeuten. Die in den mecklenburgischen Hünenbetten gefundenen Rollsteingruben lassen es aufgrund ihrer Abmessungen als möglich erscheinen, daß in ihnen Beisetzungen in Strecklage erfolgt sind. Eindeutige Spuren dafür existieren jedoch nicht. Vielleicht ist in Goldenbow teilweise eine Nutzung als „Opfergrube“ erfolgt. Erinnert sei an die Brandreste von Tierknochen in den Hünenbetten von Lübow⁷⁴⁾, Karft und Goldenbow. In der Anlage Ullstorper Bach/Schonen fand sich ein Pferdeschädel. Das Tier war durch Einstoßen eines Feuersteindolches mitten in die Stirnnaht getötet worden⁷⁵⁾. Aus den Untersuchungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Schwerin für den Kreis Hagenow geht hervor, daß besonders die „Hünenbetten ohne Kammer“ vom Steinschläger am häufigsten für den Chausseebau verwendet wurden und damit stark der Zerstörung ausgesetzt waren⁷⁶⁾. So erklärt es sich vielleicht, daß in der Großseenlandschaft von den einstigen Kultstätten keine Spuren mehr zu finden sind.

Die von Wossidlo über die „Heistersteine“ gesammelten Sagen deuten auf die einstige kultische Bedeutung dieser Megalithgräber hin. Durch die archäologische Forschung ist die kontinuierliche Belegung der Großsteingräber oder der in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Hügelgräberfelder von etwa 2500 v. Chr. bis in die Zeit der beginnenden Christianisierung um 1200 n. Chr. bewiesen. Daraus läßt sich unschwer ableiten, daß den überlieferten Sagen ein realer Kern zugrunde liegen muß. In diesen Sagen spiegelt sich eine Überlieferung, die sich über zwei Jahrtausende von Generation zu Generation und von Volk zu Volk erhalten hat und die auch durch Wanderbewegungen und damit Veränderungen in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung nicht verlorengegangen ist. Hier dürfte einer der wenigen, indirekten Hinweise dafür vorliegen, daß sich in Einzelfällen germanisches Gedankengut über die slawische Zeit hinweg erhalten hat.

Die Megalithkultur ist ein weltweites Phänomen, deren Spuren sich in vielen Teilen der Alten Welt finden, so nicht nur in Westeuropa, im Mittelmeerraum, in Nordafrika, im Senegal, in Vorderasien und an den Ufern des Schwarzen Meeres, sondern auch in Korea und besonders in Indien. Zumindest in Westeuropa stellen die noch vorhandenen Bauten Reste eines Glaubens dar, dessen erste Manifestationen bereits um 4500 v. Chr. nachweisbar sind⁷⁷⁾. Sie sind Zeugnisse der letzten großen prähistorischen Religion, die etwa um 5000 v. Chr. entstanden sein muß. Ihre Wurzel lag wahrscheinlich in Westeuropa. Untersuchungen an französischen Dolmen bei Barnenez und Kereado geben Hinweise auf eine mögliche Bauzeit um 3850 v. Chr.⁷⁸⁾. Wenngleich die Altersbestimmungen mittels der Radiocarbon-Methode mit erheblichen Unsicherheiten behaftet sind, so kann man aus diesen gemessenen Werten immerhin ableiten, daß die westeuropäischen Dolmen rund 1000 Jahre früher als die orientalischen Megalithen entstanden sein müssen.

Die Verbreitung der Megalithkultur scheint in Westeuropa durch Handel und Schifffahrt bewirkt worden zu sein (vergl. Abb. 3). Es ist aus mehreren Funden bekannt, daß neolithische Seefahrer nicht nur die Mittelmeerinseln erreicht haben, sondern auch die Küsten Englands, Irlands, Dänemarks und Schwedens befuhren. Auch der Handel vollzog sich entlang bestimmter Routen. So hatten bereits die Achäer Kontakte zu Anwohnern der Ostseeküste, um den begehrten Bernstein einzutauschen, dem man magische Kräfte zumaß. Mykenische Waren fanden sich als Beigaben in englischen Dolmen. Sicherlich trifft die Beschreibung des englischen Archäologen Gordon Childe weitgehend den wahren Sachverhalt, wenn er anführt, daß „megalithische Heilige“ gleichsam als frühe Missionare für die Verbreitung der megalithischen Religion sorgten. Immerhin hat die megalithische Religion

⁷⁴⁾ Nilius, Neolith Meckl. p. 16

⁷⁵⁾ Sprockhoff, Meg. Kultur p. 139

⁷⁶⁾ Schuldt, Gräber p. 17

⁷⁷⁾ Perpere, J. C., 1977: Redende Steine (Les Pierres Qui Parlent). Heine-Sachbuch Nr. 7144, München p. 9

⁷⁸⁾ Perpere, Steine p. 132

rund 3000 Jahre bestanden, das heißt mindestens 1000 Jahre länger, als das Christentum gegenwärtig existiert.

Indessen befinden sich die Archäologen bei ihren Forschungsarbeiten zur Megalithkultur gegenwärtig in einem Zustand, wie ihn ein Archäologe in vielleicht 5000 Jahren vorfinden mag, der Reste von Kathedralen ausgräbt und das Zeichen des Kreuzes vielfach findet, der aber ohne schriftliche Überlieferung kaum eine Deutung all der Funde vornehmen kann, außer der sicherlich zutreffenden Vermutung, daß es sich um sakrale Bauten beziehungsweise Gegenstände gehandelt haben muß. Die Untersuchungen an westeuropäischen Dolmen und Menhiren legen den Schluß nahe, daß die norddeutsche Megalithkultur, insbesondere ihre Ausläufer in Mecklenburg und Vorpommern in der Spätphase dieser Religion entstanden sind. Die Entfernung vom Kerngebiet brachte es wohl mit sich, daß auch bildliche Darstellungen, wie sie in der Hochphase in Frankreich, Spanien, England oder Irland (Le Query in Capdenac de-Haut, Saint-Sermin, Los Millares, New Grange u.a.m.) auftraten, fehlen. In der vermutlich 500- bis 700jährigen Bauperiode der mecklenburgischen Megalithkultur von etwa 2500 bis 2000 bzw. 1800 v. Chr. hatte in Los Millares um 2600 v. Chr. die Megalithkultur bereits ihren Höhepunkt erreicht. Man war dort schon zur Bearbeitung von Kupfer übergegangen, wobei die Metallverarbeitung sicherlich auf ägyptische oder mykenische Vorbilder zurückgeführt werden kann, die durch Händler und Seefahrer importiert wurden. In Ägypten kannte man um 2600 v. Chr. schon die Bronzeherstellung, die wohl auf die Sumerer zurückgeht, wo man um 3500 v. Chr. die Metallverarbeitung begann. Um 2700 v. Chr. hatte man auch schon im Stonehenge mit der Errichtung des Heiligtums begonnen. Die französischen Menhire entstanden um 2500 v. Chr.

Die nur sehr schwer deutbaren bildlichen Überlieferungen in manchen westeuropäischen Dolmen geben Anlaß zu der Vermutung, daß ein sogenannter „Erdmutter“-Kult vorgelegen hat⁷⁹⁾. Ein ähnlicher Kult war noch in germanischer Zeit nachweisbar („Nerthus“-Kult). Dieser „Erdmutter“-Kult scheint sehr alt zu sein. Bereits in der sogenannten Tell Halaf-Kultur in Vorderasien fand sich eine aus der Zeit um 5000 v. Chr. stammende Darstellung einer hockenden Frau („Die Gebärende“), die diesem Fruchtbarkeitskult zugerechnet werden muß. Später wurde die lebenspendende „Erdmutter“ bei Mesopotamiern und Phöniziern zur Todesgöttin („Ichfahar, Astarte“).

Neben dem Fruchtbarkeitskult lassen die Darstellungen von Rädern und Strahlenkränzen auf einen Sonnenkult schließen. Namentlich die Steinreihen („Steintänze“) werden hiermit in Zusammenhang gebracht (zum Beispiel Carnac, Stonehenge u.a.m.). Hierbei waren die Steine der Größe nach geordnet. Die Reihen mündeten in der Regel in einem „Kromlech“⁸⁰⁾. Dies war ein Kreis, Halbkreis oder seltener ein Viereck aus Steinen⁸¹⁾. Derartige Steinkreise finden sich auch bei den Megalithbauten in Schottland, wo sich vielleicht ein Mondkult entwickelt hatte.

Viele Riten und Bräuche dieser längst vergessenen frühen Religion bleiben wohl für immer rätselhaft (Prozessionen, Opfer, Trepanationen u. ä.). Vielleicht waren die Dolmen ursprünglich zunächst nur Gräber für Anführer oder „Heilige“. Schon bald müssen sie dann jedoch zu Familiengräbern umgewandelt worden sein. Rätselhaft bleiben die „Knochenansammlungen“ des Kugelamphoren-Kreises. Sie können einerseits durch Exhumierungen zustande gekommen sein. Andererseits wird man hierbei an die Sitte der Bevölkering der frühen Stadt Catal Hüyük in Vorderasien erinnert, bei der man die Leichname zunächst zur Skelettierung aussetzte, um dann die Gerippe unter den Schlafstellen in den Häusern beizusetzen.

⁷⁹⁾ Perpere, Steine p. 72

⁸⁰⁾ Perpere, Steine p. 95

⁸¹⁾ Schuldts, BMJ 1965 p. 9 – 23 weist bei dem „Hünenbett ohne Kammer“ von Stralendorf bei Schwerin darauf hin, daß bei diesem Bett die Umfassungssteine der Größe nach geordnet waren.

Durch die Länge der Zeit sind für die Dolmenforschung die meisten Spuren inzwischen verwischt worden. Die Zerstörung dieser frühen Sakralbauten muß schon bald nach ihrer Errichtung begonnen haben. Die Einwanderung der „Streitaxt“-Stämme um 2000 v. Chr. scheint in Mecklenburg im Gegensatz zu Frankreich noch relativ friedlich verlaufen zu sein. Mit Beginn der Bronzezeit um 1800 v. Chr. werden jedoch die letzten Spuren der megalithischen Religion endgültig gelöscht. Doch muß sich der sakrale Charakter der Megalithbauten noch lange erhalten haben, denn Kaiser Theodosius II. mußte in seinem „Codex theodosianus“ auf Wunsch der Kirche das Zelebrieren von Kulthandlungen an Megalithen verbieten und befahl deren Zerstörung. Auf dem Konzil von Arles 458 n. Chr. sowie auf den Konzilversammlungen des 6. und 7. Jahrhunderts (Tours, Nantes, Toledo) wurde von den Kirchenvätern wiederholt die Zerstörung der Megalithbauten gefordert. Karl der Große befahl um 800 n. Chr. ihre Abtragung⁸²⁾. Die größten Verluste erlitten die Megalithbauten jedoch offenbar erst im 18. und 19. Jahrhundert.

Verfolgt man die Geschichte der Megalithbauten, so nimmt es nicht wunder, daß gegenwärtig nur noch wenige Spuren auf diese prähistorische Religion hindeuten. Es bleibt fraglich, ob die mecklenburgische Variante dieser großen Religion überhaupt alle Entwicklungsstufen mit durchlaufen hat. Wahrscheinlich begann die Errichtung der Bauten in diesem Teil des Verbreitungsgebietes erst in der Spätphase dieser Religion. Kultstätten sind nicht erhalten geblieben. Ebenso sind bildliche Darstellungen nicht bekannt. Die von dem Kerngebiet ausgehenden Impulse können demnach nur noch in abgeschwächter Form mecklenburgisches Gebiet erreicht haben und dürften hier durch bodenständige Entwicklungen überlagert worden sein. Die entscheidenden Anstöße müssen jedoch von außen gekommen sein.

Jeder erhalten gebliebene Megalithbau ist ein kulturgeschichtliches Denkmal von hohem Rang. Megalithen sind Zeugen einer religiösen Manifestation, mit der sich der neolithische Mensch aus der dumpfen und diffusen Vorstellungswelt des mesolithischen Sammlers und Jägers erhoben hat. Der Jungsteinzeitmensch entwickelte Vorstellungsformen vom „Jenseits“ und schuf in einer unvorstellbaren Gemeinschaftsarbeit nach einer sich ständig verfeinernden Technik mit einfachsten Hilfsmitteln Sakralbauten, die Jahrtausende überdauert haben. Allerdings haben die Megalithen uns ihr Geheimnis immer noch nicht offenbart, es ist vielmehr in den tiefsten Tiefen unseres kollektiven Gedächtnisses verloren (Perpere). Megalithen sind auch heute noch das, was sie einstmals sein sollten und waren, nämlich „redende Steine“, doch verstehen wir ihre Sprache nicht mehr.

⁸²⁾ Perpere, Steine p. 58

Das auf Seite 3 wiedergebene Bildnis des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz ist der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, Heft X, Jahrg. XII (Juli 1914) im Verlag von Bruno Cassirer Berlin entnommen. Es wurde damals in der DARMSTÄTTER JAHRHUNDERT-AUSSTELLUNG DEUTSCHER KUNST VON 1650–1800“ gezeigt, über die Hermann v. Wedderkop in der vorgenannten Zeitschrift berichtete.

Bibliothek, Archiv und Museum in Neustrelitz 1796 – 1950

Zur Kulturgeschichte von Mecklenburg-Strelitz

Von Horst Börjesson

„Nicht das bloße Dasein, sondern erst
der Zusammenklang von Buch und Kopf
gibt den Bibliotheken einen Sinn.“

Georg Leyh

Teil II: 1883 – 1933/34

Im ersten Teil des Aufsatzes (vgl. Nr. 89) wurde die Geschichte der „Herzoglichen bzw. Großherzoglichen Bibliothek, des Münzcabinets und der Sammlung der obotritisch-wendischen Altertümer“ behandelt von ihrer Gründung über eine erste Blütezeit unter dem Bibliothekar Gentzen bis zur Oberaufsicht der Konsistorialräte, während der schließlich auch die Stelle des Bibliotheksaufwärters vakant geworden war und zeitweise der alte Kandidat Andreß als einziger noch die Arbeit dort versah.

Buchwald 1883 – 1913

Am 1. April 1883 trat in den Neustrelitzer Instituten Dr. phil. Gustav von Buchwald (1850–1920) den Dienst an. Für seinen Nachfolger Witte war „damals . . . die Zeit des tiefsten Tiefstandes . . . doch schon überwunden“, und er schreibt: „Mit glänzenden Gaben des Geistes und reichem Wissen ausgestattet, voll vorwärtsdrängenden Eifers griff Buchwald seine zahlreichen Aufgaben an“.

Beltz freilich, als Schweriner vielleicht mit besonders scharfem Blick, meinte: „ . . . Mangel an Beamten war ein chronischer Fehler in Neustrelitz, der eine freiere Entwicklung nie hat aufkommen lassen“, und er sah die Situation so: „ . . . die eigenartigen ‚rückständigen‘ Neustrelitzer Verhältnisse waren ein günstiger Nährboden für die Erhaltung oder Herausbildung originaler Erscheinungen, und die originalste war der langjährige . . . spiritus rector des Bibliotheksgebäudes“. Beltz fährt fort, Buchwald sei ein Mann gewesen, „der als Polyhistor und Lebenskünstler wie ein ‚überdauerndes‘ (. . .) Stück achtzehntes Jahrhundert in die ganz andersartige Gegenwart hineinreichte . . .“.

Gustav von Buchwald, in Schwerin gebürtig, hatte – nach Studien zunächst in Jura, dann in Altertumskunde, Sprachwissenschaft und Geschichte – den Anfang seines beruflichen Werdegangs in Schleswig-Holstein genommen, wo er 1875 von der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte mit Vorarbeiten zu einem umfassenden Urkunden- und Regestenwerk betraut worden war. Zu diesem Zwecke hatte er diverse Archive aufgesucht, in Schleswig und Holstein, im übrigen Norddeutschland und in Dänemark. 1882 trat er mit dem Werk „Bischofs- und Fürstenurkunden des XII. und XIII. Jahrhunderts“ hervor, zu dessen Vorarbeiten er auch das Neustrelitzer (Geheime) Archiv ausgewertet hatte. Außerdem war Buchwald mit dem Archivariat des holsteinischen Klosters Preetz beauftragt.

Nun war die derzeitige Domina bzw. Priorin des Klosters Preetz (das auch schon Buchwalds in diesem Amt und als Pröpste gesehen hatte) die Gräfin Rantzau-Breitenburg, eine Tante Gustav von Buchwalds und ihrerseits befreundet mit der Gemahlin Friedrich Wilhelms von Mecklenburg-Strelitz, der Großherzogin Augusta Caroline, „ . . . und beide Damen“, so schreibt Karbe, „wussten es so zu lenken, dass Gustav von Buchwald zum Großherzoglichen Archivar und Bibliothekar ernannt wurde.“

Seine eigentliche Aufgabe war offenbar die Anlage des Hauptarchivs. Zum strelitzschen Hofe hatte Buchwald naturgemäß zunächst gute Beziehungen, und er „wusste sich durch interessante Vorträge Gehör zu verschaffen“ (Karbe), die er aus unediertem Quellenmaterial des Schweriner Archivs und auch des von ihm angelegten Neustrelitzer Hauptarchivs erarbeitete und zu einem seiner, besonders für die Landesgeschichte, gehaltvollsten Werke zusammenstellte: „Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter“ (1885–1887).

Im Hof- und Staatshandbuch auf das Jahr 1884 heißt es unter der weiterhin zum „Hof-Etat“ gehörenden Großherzoglichen Bibliothek: „Oberbibliothekar: Consistorialrat Langbein. Bibliothekar und Archivar: Dr. Gustav von Buchwald . . .“ Und zugleich steht unter dem zum „Landesstaat“ gehörenden Geheimen Archiv: „Geheimer Archivar: Hofrath Meyer. Archivar: Dr. Gustav von Buchwald.“ Buchwald war also, und zwar bis 1909, als „Archivar und Bibliothekar“ gleichzeitig Beamter des Landesstaates und des Hofetats. Doch weist schon das nächste, das Hof- und Staatshandbuch auf das Jahr 1885 eine bemerkenswerte Veränderung der Amtsbezeichnung auf. Da heißt es unter Bibliothek: „Bibliothekar: Archivar Dr. Gustav von Buchwald“ und unter dem hier erstmals genannten „Hauptarchiv“: „Archivar: Dr. Gustav von Buchwald“. (Das Geheime Archiv tritt an die zweite Stelle: „soweit solches nicht an das Haupt-Archiv abgeführt ist“.) Ab wiederum dem nächsten, dem Hof- und Staatshandbuch auf das Jahr 1886 findet sich neben den Angaben zur Bibliothek jeweils eine pauschale Verweisung: „s. Hauptarchiv“. Auf das Jahr 1887 gab es dann keinen „Oberbibliothekar“ mehr, nur noch einen „Bibliothekar“, und dieser war und blieb fortan der „Archivar“ von Buchwald. Aus der ursprünglichen Nebenordnung von archivarischer und bibliothekarischer Funktion ist also mit wachsender Selbständigkeit Buchwalds eine Unterordnung der bibliothekarischen unter die archivarische geworden in der nunmehrigen Dreiheit von Bibliothek, Sammlungen und Hauptarchiv.

Ging Buchwalds Absicht wohl von Anfang dahin, die drei Institute unter seiner Leitung zu verschmelzen, so stellte sich auch bald unter den Mitarbeitern von Archiv und Bibliothek eine Identität her, die nach dem Hof- und (seit 1899 nur noch:) Staatskalender 1889 begann und 1902 eine totale wurde. Schließlich wurde nach der gleichen Quelle die Bibliothek mit den Sammlungen 1909 aus dem Hof-Etat entlassen und mit zum Landesstaat geschlagen, zu dem das Hauptarchiv von Anfang gehört hatte, und dadurch die völlige verwaltungsmäßige Einheit hergestellt, wenn auch die Institute wohl immer ein gewisses Eigenleben behielten.

Obleich der neue Leiter also Archivar war, bzw. sich als solcher verstand, sich auch bald als Ausgräber hervortrat, schriftstellerte und sonst noch einiges trieb, so daß die Flut seiner Veröffentlichungen verschiedenster Art in den verschiedensten Büchern und Zeitschriften kaum zu überblicken ist – dennoch war auch für die Bibliothek eine Leitung besser als keine Leitung, und so trat sie nach langer Zeit wieder hervor, durch eigene Aktivität und ebenfalls durch die Beachtung, die ihre Bestände erneut erfuhren.

Wieder ist es Latendorf, der noch im gleichen Jahr in Zeitungsartikeln anlässlich Luthers 400. Geburtstag auf die Masch'sche Bibelsammlung und besonders auf ein griechisches Neues Testament aus dem Jahre 1521 mit Luther- und Melancthon-Autographen aufmerksam macht.

Im August 1883, vier Monate nach der Amtsübernahme durch Buchwald, veröffentlichte die Großherzogliche Landesregierung die „auf Vorschlag der Großherzoglichen Bibliotheks-Verwaltung“ von ihr genehmigten „Bestimmungen über die Benutzung der Großherzoglichen Bibliothek“. Diese zweite unter Großherzog Friedrich Wilhelm erlassene Benutzungsordnung ist gegenüber der ersten von 1860 um das doppelte auf 22 Paragraphen ausgebaut und sowohl differenzierter als auch restriktiver gestaltet. Die Öffnungszeit des „Ausgabe- und Lesezimmers“ wurde zwar jetzt auf alle Wochentage ausgedehnt, aber insgesamt gekürzt auf wochentags von 12–13 Uhr. Sie hielt sich bis zum Umzug der Bibliothek 1920, nach dem sie um eine weitere Stunde täglich verlängert wurde.

Im ersten Jahrgang des „Centralblatts für das Bibliothekswesen“ 1884 werden die „strengen Vorschriften für die Benutzung“ registriert, wobei die hohen Mahngebühren hervorgehoben werden. Die dortige Umfangsangabe von 60 – 70 000 Bänden ist freilich zehn Jahre alt. Andererseits ist die Aussage, die Bibliothek habe bei Buchwalds Ernennung „seit mehr als 40 Jahren einer fachmännischen Leitung (entbehrt)“, ungereimt. Denn dieser Zeitraum setzt ausgerechnet ungefähr mit dem Amtsantritt Gentzens ein, der ja wohl als „Bibliothekar“ immer noch mehr „Fachmann“ war als der „Archivar“ Buchwald. Im übrigen wird die Bibliothek als „ziemlich bedeutend“ angegeben und als Aufgabe Buchwalds, sie „neu zu ordnen und zu katalogisieren sowie das Archiv zu organisieren“. Schon 1885 erfuh durch ihn „die Katalogisierung . . . eine grundlegende Änderung. An Stelle des Bandkataloges traten der alphabetische Zettelkatalog (gesperrt von H. B.) und der systematische Zettelkatalog“, wobei die Mecklenburgica gesondert behandelt wurden. So Bock, der den Katalog bei der Auflösung der Bibliothek 1950 „noch in dem Zustande (fand), wie ihn Buchwald angefangen hat“. Die Ausführung wird aber wohl ein neuangestellter Subaltern-Beamter besorgt haben. (In einem mit „G. Langbein“ handschriftlich gezeichneten und korrigierten Exemplar des Hof- und Staatshandbuchs für 1885 im Besitz des Verfassers findet sich bei Bibliothek und Hauptarchiv gleichermaßen der Nachtrag: „Registraturgeschäfte: Regierungs-Canzlist Müller, Oct. 85 auf 1 Jahr“.)

1886 meldete sich auch Buchwald mit „prähistorischen Untersuchungen“, bei denen er ein Jahr zuvor Spuren Gentzens aufgenommen hatte, und zwar „unter Beihülfe meiner Frau, des Herrn Archivregistrators W. Müller (gesp. v. H. B.) . . . und des Küsters und Lehrers Kühne in Kratzeburg, der sich durch rege Theilnahme ein besonderes Verdienst um das Georgium erwarb“. Es wurden diesmal Grabungen unternommen, die auf germanische und nicht auf slawische Siedlung schließen lassen sollten. Denn Buchwald war „fanatischer Pangermanist, der Leuten, die sich mit dem Wendentum in Mecklenburg beschäftigen, . . . mit dem Staatsanwalt drohte“ (Beltz).

1888, im Dreikaiserjahr, ließ Buchwald eine weitere Facette seiner Vielseitigkeit aufblitzen mit der Veröffentlichung des ersten Produktes seiner Schriftstellerei, die er auch gemeinsam mit seiner Frau Ina geb. von Schoepffer besorgte. Es handelt sich – nur einige Beispiele seien angeführt – um die erste der „Kulturhistorischen Erzählungen“ unter dem Titel „Der Heljäger von Waldbad“.

Die Buchwald unterstehende Großherzogliche Bibliothek wurde ein Jahr später zwar von dem in Neustrelitz erschienenen Werk Z a n d e r s „Stoff zur Landeskunde von Mecklenburg-Strelitz“ als „umfangreich“ und „zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke geeignet“ erwähnt. Aber die erste landeskundliche Bibliographie Mecklenburgs, die seit 1884 von dem Rektor B a c h m a n n aus Warin (Mecklenburg-Schwerin) erarbeitete Zusammenstellung der „Landeskundlichen Literatur über die Großherzogtümer Mecklenburg“ ließ die Neustrelitzer Bestände unberücksichtigt, obgleich Bachmann sein Werk im Auftrage des von Ernst Boll in Neubrandenburg gegründeten „Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“ erstellt hatte. Allerdings war sein „Aufruf um Einsendung von einschlägigen Werken bzw. Titeltzetteln ohne jeden Erfolg“ geblieben.

Von Buchwald und seiner Gattin erschien derweil 1890, im Jahre von Bismarcks Entlassung, in Neustrelitz eine weitere kulturhistorische Erzählung: „Des Weltumseglers Heimath“, eine „Geschichte aus Altmecklenburg“, gesprächsweise geformt bei gemeinsamen Ausgrabungen, sowie ein Aufsatz in der „Gartenlaube“ unter dem Titel „Uralte Erbstücke“, in dem sich Buchwald – vielleicht angeregt durch den Kolonialismus seiner Zeit – über den „Berührungspunkt zwischen uns und den Menschen der Steinzeit oder den Wilden“ Gedanken macht, die gewissen „Überlebseln“ nachgehen und in dem Schluß gipfeln: „Wir kommen also herunter zu einem Zeitalter menschenfressender Götter und Menschen, wenn wir der Sitte des Hutabnehmens bis auf die letzte Wurzel folgen“ (im Original gesperrt).

Als es aber darum ging, Mitteilung zu machen für Richters „Verzeichnis der Bibliotheken mit gegen 50 000 und mehr Bänden“ (1892/93), blieb die Großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz ohne Angabe für „die zu Ankäufen verfügbaren Jahresbeträge“ und mit den genannten 70 000 Bänden sehr wahrscheinlich bei der nun schon bald zwanzig Jahre zurückliegenden Umfangsangabe Petzholdts. Und in Schwenkes „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken“ (1893) heißt es in aller Offenheit: „Eine direkte Nachricht über den jetzigen Bestand u. die sonstigen Verhältnisse der Bibl. ist nicht zu erlangen gewesen“; der „Großherzogliche Bibliothekar und Archivar“ Buchwald wird als „beurlaubt“ angegeben.

In der gleichen Zeit waren von Buchwald zwei weitere schriftstellerische Werke erschienen: „Der Monarchenskat. Eine schlaraffische Geschichte“ (1892) und „Villa Möhl und mehr“ (1893) sowie eine „Festschrift zur Feier der Goldenen Hochzeit Ihrer Kgl. Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz“, die vorwiegend nach ungedruckten Quellen seines Archivs erarbeiteten „Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs“ (1893). Das letzte Werk allerdings, nicht sehr umfangreich, aber eine Menge neuer Fakten zutagefördernd, ist nach dem „Gesellschaftsleben“ die zweite für die Landesgeschichte aufschlußreiche und verdienstvolle Arbeit des Archivars Buchwald, besonders für die Anfänge von Mecklenburg-Strelitz; sie führte auch zur Entdeckung eines Buches „aus der Hausbibliothek Adolf Friedrichs (II.).“

So kann man also den Archivar und mehr noch den Schriftsteller Buchwald in pausenloser Tätigkeit sehen, weiterhin um die Pflege der Beziehungen zu Hofe bemüht, aber als Bibliothekar anscheinend längere Zeit „beurlaubt“.

Idyllisch, aber doch auch fragwürdig anmutende Verhältnisse in Mecklenburg-Strelitz, währenddessen das Reich nach Weltgeltung strebte. Die Diskrepanz ist augenfällig und wurde auch als solche empfunden, besonders von außen. Bernhard von Bülow hatte es 1863 noch nicht verschmäht, nach seinem Abschied aus dänischen Diensten leitender Minister Friedrich Wilhelms zu werden. „Auch der kleinste Kreis“, so wird er zitiert, „wenn man ihn wohl zu pflegen wisse, könne kostbare Früchte gewähren. Daß in Strelitz ein gutes Gymnasium für die Söhne wäre, käme auch in Betracht . . .“ („Denkwürdigkeiten“ Bd. 4, 1931, S. 55, seines Sohnes, des Fürsten und Reichskanzlers Bernhard von B., der auf diese Weise in Neustrelitz die Schule besuchte).

Als jedoch 1894 Alfred Graf von Waldersee als militärischer Repräsentant des Reiches den Neustrelitzer Hof besuchte und mit dem Großherzogpaar dinierte, war sein Befund, obwohl beide sich „bemühten . . ., sehr höflich zu sein“: „Sie gehören der alten Generation an und haben sich mit der Neuzeit nicht einrichten können.“ Und Waldersee, wenngleich selbst streng konservativ, notierte aus seiner Perspektive: „Daß ein Großherzogtum mit 100 000 Einwohnern eigentlich eine Lächerlichkeit ist, kommt ihnen nicht in den Sinn“ („Denkwürdigkeiten“ Bd. 2, 1923, S. 314 f.).

Im gleichen Jahre 1894 endlich, als gerade wieder, wie so oft, ein wichtiger, an den Beständen der Neustrelitzer Bibliothek „vorbeigeschriebener“ Beitrag zur Landeskunde erschien, die „Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg“ des Rostockers Professors Stieda – da bequeme man sich in Neustrelitz, entweder aus eigenem Antrieb oder gar nach einem Anstoß aus Schwerin, die Schwenke verweigerten Auskünfte nachzuliefern: Und so heißt es, „mitgeteilt mit Genehmigung der Bibliotheksverwaltung von Archiv-Registrator Müller – Neustrelitz“: „Die Bibliothek ist an Büchern, Inkunabeln, Karten, Stichen und Notenwerken, ca. 110 000 Bänden usw. – gebunden und ungebunden – stark. Ein jährlicher E t a t (Sperrungen von H. B.), der zur unumschränkten Disposition des Bibliothekars steht, ist für die Bibliothek und die großherzoglichen Sammlungen gemeinschaftlich und vertheilt sich auf diese je nach Bedürfniß. Größere Kostenaufwände werden von Fall zu Fall höheren Orts, von wo aus auch bedeutendere Zuwendungen an größeren und werthvolleren Werken jährlich erfolgen, zur Zahlungsanweisung beantragt“ (Mjbb.).

Die Mitteilung stammt also nicht von Buchwald selbst, und sie wurde nicht in seinem Auftrag, sondern mit einer Genehmigung erteilt. Das ist wahrscheinlich ebenso bezeichnend wie, daß Buchwald, der doch immerhin auch als „Bibliothekar“ eingestellt worden war und als solcher in der Mitteilung auch vorkommt, hier wie auch schon in der Benutzungsordnung zu Beginn seiner Amtszeit sich in wilhelminischer Pose hinter der Bezeichnung „Bibliotheksverwaltung“ verschanzt, die an die nebenamtliche Wahrnehmung der Funktion durch die Konsistorialräte Naumann und Langbein gemahnt. Der die Auskünfte erteilende „Archivregistrator“ Müller, der bereits 1885 bei Buchwaldschen Ausgrabungen begegnet ist, war demzufolge bei den Instituten geblieben und wohl derjenige, der in dieser Zeit die Bibliothek betreut hat. Wie ja schon früher die Bibliotheksarbeit in Neustrelitz nicht von den die „Oberaufsicht“ führenden Herren, sondern etwa von dem „Bibliotheksgehülfen“ Dr. Fischer oder dem „Hilfsbeamten“ Andreß geleistet worden ist und wie sie, unter dem nächsten Archivar in der Leitung, von dem „Konservator“ Karbe geleistet werden sollte – die „Amtsbezeichnung“ gibt jeweils nur einen Teil, vielleicht den ursprünglichen oder den vorwiegenden Teil der Tätigkeit der Bediensteten jener Trias von Archiv, Bibliothek und Sammlungen wieder, und im Grunde scheinen alle alles haben tun müssen, je nachdem, was an Arbeit anfiel oder – bei Buchwald manchmal wohl auch – was dem Chef gerade einfiel.

Rechnet man die angegebene Bandzahl von ca. 110 000 Bänden des Jahres 1894 auf die Bevölkerungszahl um, die damals in Mecklenburg-Strelitz nicht einmal ganz 100 000 betrug und in Neustrelitz gerade die 10 000er-Grenze überschritten hatte, so ergibt sich für das kleine Land der doch immerhin respektable Durchschnitt von mehr als einem Band pro Landeseinwohner und von etwa 10 Bänden pro Kopf der Residenzstadtbevölkerung.

Eine Zusammenstellung der 19 wissenschaftlichen Bibliotheken der beiden Mecklenburg aus dem Jahre 1895 im zweiten Band der von Quade überarbeiteten „Mecklenburgischen Landeskunde“ von Raabe kommt auf eine Gesamtzahl von „weit über eine halbe Million Bänden“. Demnach verfügte die Neustrelitzer Großherzogliche Bibliothek damals über etwa ein Fünftel der gesamt-mecklenburgischen wissenschaftlichen Buchbestände, womit sie ebenfalls nicht schlecht dastand und eigentlich nur mit Schaden übergangen werden konnte.

Die Neustrelitzer sowie die Rostocker Ritter- und landschaftliche und die Schweriner Regierungsbibliothek werden hier schon als die drei „Landesbibliotheken“ bezeichnet, und sie führen die Aufstellung sogar an. Es folgen die Universitätsbibliothek Rostock, zehn Bibliotheken höherer Lehranstalten mecklenburgischer Städte, darunter auch die Neustrelitzer, vier Behördenbibliotheken und schließlich eine Militärbibliothek in Schwerin. Für die „Bibliothek des Großherzoglichen Gymnasiums Carolinum“ werden ca. 5500 Bände und 9000 Programme sowie ein Jahresetat von 345 M angegeben.

Die „Großherzogliche Altertümer-, Münz- und Petrefakten-Sammlung in Neustrelitz“ findet sich unter den Sammlungen gesondert behandelt. Es wird aber die gleiche Öffnungszeit wie für die Bibliothek angegeben, und dann heißt es: „Sie unterstehen den Beamten des Großherzoglichen Haupt-Archivs und der Großherzoglichen Bibliothek“.

Am 1. Okt. 1896 trat Franz Warbehn in Dienst, den er wahrscheinlich von Anfang an in den Instituten, und zwar unter den verschiedensten Amtsbezeichnungen geleistet hat: Im Staatskalender (seit 1910 wieder Hof- und Staatshandbuch, seit 1920 abermals Staatskalender) wird er auf das Jahr 1909 zuerst genannt, und zwar als Schreiber, auf 1912 als Archivregistrator, auf 1920 als Archivsekretär, auf 1926 als Verwaltungsinspektor, auf 1937 als Archivinspektor und auf 1938/39 schließlich als Bibliotheksinspektor.

Buchwald ließ in Warbehns erstem Dienstjahr die „geheimnisvolle Geschichte“ „Die Meermaid von Amrum“ erscheinen und veröffentlichte im darauffolgenden Jahr einen Aufsatz über „Aberglauben im Fürstentum Ratzeburg. Nach Akten des Großherzoglichen Hauptarchivs“.

Die Bibliothek aber blieb hintenan. Der Rostocker Historiker Kohfeldt, der sich auch auf Lisch bezieht, wertete ihre Bestände nicht aus zu seinem 1900 erschienenen Aufsatz „Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Buchbesitzes in Deutschland“.

In diesem Jahr übernahm die Großherzogliche Bibliothek die nachgelassene Bibliothek des Obermedizinalrates Rudolphi; diese Erwerbungsart, die wenig Möglichkeiten für einen planmäßigen Bestandsaufbau bietet, war also immer noch üblich. Ja, der Jahrhundertbeginn scheint geradezu ein Nachlassen der (gezielten) Käuferwerbung zu markieren, notiert doch Bock: „Das Fehlen der neueren Literatur seit 1900 ist eine bedenkliche Lücke in der Bibliothek“.

Das seit 1902 erscheinende „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ verzeichnet für die Großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz von Anfang an einen Bestand von ca. 130 000 Bänden (und 1920–1933 dann 140 000 Bände). Außerdem werden 135 Handschriften genannt, deren Zahl sich seit 1910 um 10 verringert, 1936 auf 154 vermehrt und dann nicht mehr geführt wird. Zum Personal heißt es bis 1910 unverändert: „Bibliothekar: Gustav von Buchwald (zugleich Vorstand des Großherzogl. Hauptarchivs und der Sammlungen). – 2 Subalternbeamte; 1 Pedell“. Darin kommt die völlige personelle Identität von Bibliothek und Hauptarchiv zum Ausdruck, die seit 1902 auch im Staatskalender feststellbar ist, wo als „Bibliothekar“ nach wie vor der „Archivar Buchwald“ angegeben wird, außerdem der „Archivregistrator“ Müller, der „Schreiber“ (?) Warbehn und der „Aufwärter“ Kittendorf (seit 1901, vorher Maaß). Diese vier Männer haben also das Archiv, die Bibliothek und auch noch die Sammlungen zugleich besorgt.

Diese Verhältnisse sind jedoch nicht nur der Sparsamkeit des Großherzogs Friedrich Wilhelm zuzuschreiben, sondern sie scheinen auch einer Überzeugung von der Zusammengehörigkeit dieser Institute entsprochen zu haben. In Neustrelitz hat das später zur Anwendung des Begriffs „Dreieinigkeit“ (Witte) geführt, teils spöttelnd (Reifferscheid), wie auch von „Dreifelderwirtschaft“ (Wagner) die Rede ist, teils aber wohl auch ernsthaft, und doch anscheinend immer etwas in dem Gefühl, damit eine gewisse Kuriosität zu haben, wenn etwa von einer „merkwürdigen Dreieinigkeit“ gesprochen wird, „wie man sie außer unserem Land kaum antreffen wird“ (Witte, im Original alles gesperrt).

Indessen war man dabei durchaus im Irrtum, denn es gab für diese Triaslösung sehr wohl Beispiele außerhalb von Mecklenburg-Strelitz und auch außerhalb Deutschlands. Die Nähe von Bibliotheken als Büchersammlungen zu anderen, z. B. Münz- und Altertümersammlungen kommt schon in älteren Titeln zum Ausdruck. So hat etwa Meusels „Teutsches Künstler-Lexicon“ (1. Aufl. 1778–1789, 2. Aufl. 1814) den Untertitel „Nebst einigen Anhängen, besonders einem Verzeichnis sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst-, Münz- und Naturalienkabinete . . .“ Klemm behandelt in seinem Buch „Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst“ (2. Aufl. 1838) nacheinander Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Raritätenkammern und Museen. Und bei Bömer/Widmann heißt es für eine etwas frühere Zeit: „ . . . jede modische Residenz (besaß) neben einer Bibliothek auch ihre Kunstkammern und alles, was sonst noch dazugehörte . . . die Besitzer hatten . . . das Bedürfnis, neben ihren Bücherschätzen auch irgendwelche sonstigen Seltenheiten zur Schau zu stellen . . .“

Die Nähe andererseits von Bibliothek zum Archiv bzw. von Archivaren zu Bibliothekaren war zumindest auch schon in Mecklenburg-Schwerin empfunden und praktiziert worden, ebenfalls die Verbindung aller drei Bereiche: war doch auch Lisch zugleich „großherzoglich-mecklenburgischer Archivar und Regierungs-Bibliothekar, Aufseher der Großherzoglichen Alterthümer- und Münzen-Sammlungen“ (MJbb.). In Rostock stand 1800 die Ritter- und landschaftliche Bibliothek „unter der Aufsicht des Bibliothekars und Archivars Herrn Dr. Behrmann“, und das „weiße Collegium“ umfaßte die (Universitäts-)Bibliothek, das Naturalien- und Mürtzkabinett, eingerichtet von dem Bibliothekar Tychsen, und auch eine

Sammlung mecklenburgischer Altertümer sowie schließlich im 3. Geschoß das Universitäts- und Consistorial-Archiv (Wundemann).

Daß solche Zusammeneinrichtungen aber keine mecklenburgischen Schrullen waren, beweisen ein paar Blicke über die Grenzen: 1753 war das British Museum gegründet worden als Dreieinigkeit von Museum, Bibliothek und Archiv, 1775 gab es eine entsprechende Konzeption für ein Museum Polonicum, 1818 für ein Böhmisches Museum, und auch im 1852 gegründeten Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg wurde sie realisiert: „Die Vereinigung Alles dessen, was die deutsche Vorzeit uns als Denkmal ihres Lebens und Strebens hinterlassen hat, zu Einem großen Ganzen“, hieß es in seiner Zielsetzung (Beispiele nach Rogalla).

Und betrachtet man speziell die Geschichte der (werdenden) Landesbibliotheken, zu denen die Neustrelitzer ja gehörte, so waren dort ganz allgemein „die drei Stellen, an denen wir gewohnt sind, die Materialien der Landesgeschichte zu suchen – . . . Archiv, . . . Bibliothek, . . . Museum – . . . anfangs keineswegs streng geschieden. Oft waren sie in einem Hause vereinigt und wurden von einem Beamten verwaltet“ (Ihme). Weiter heißt es in diesem Zusammenhang, und das hat, bedenkt man Buchwalds landesgeschichtliche Arbeiten, auch für Neustrelitz Geltung und sollte noch mehr Geltung erlangen, als es schon keinen Hof mehr gab: „Oft war auch das Amt des Landesbibliothekars mit dem des Hofhistoriographen verbunden“. Auch seien die Gegenstände, die gesammelt wurden, „nicht reinlich auf die drei Institutionen aufzuteilen“ gewesen – was die Neustrelitzer Verhältnisse mit erklären und zum Teil vielleicht auch rechtfertigen mag. So etwas Besonderes oder gar Absonderliches war es also zumindest von der Anlage her nicht, was in Neustrelitz seit altersher, besonders seit 1883 geschah, und man scheint dort auch eine gewisse Berechtigung, gar Vorteile in der Organisationsform erkannt zu haben. Nur: Das Ganze mit vier Mann und ohne entsprechend vielseitige Ausbildung und Leitung – darin bestand die eigentliche „Merkwürdigkeit“. – Und diese Verhältnisse haben sich auch nach dem Tode des 84jährigen blinden und übersparsamen Großherzogs Friedrich Wilhelm zunächst nicht wesentlich geändert.

Großherzog Adolf Friedrich V. (1904 – 1914) trat am 30. Mai 1904 im Alter von fast 56 Jahren das reiche Erbe und die Nachfolge seines Vaters Friedrich Wilhelm in der Herrschaft über Mecklenburg-Strelitz an. Er hatte den Feldzug 1870/71 gegen Frankreich mitgemacht und war im Gegensatz zu seinem Vater ein Anhänger der preußisch-deutschen Reichseinheit. Von daher war er auch für eine Repräsentativverfassung und gegen die hergebrachte, inzwischen zu einem Unikum gewordene landständische Verfassung Mecklenburgs, womit er als erster gegen die allmächtige Ritterschaft auftrat. Vor allem beendete Adolf Friedrich V. das ans Grotoske grenzende Sparsamkeitsregime seines Vaters und wandte auch dem kulturellen Sektor wieder Mittel und Interesse zu, wie etwa dem Hoftheater und der Inventarisierung der Kunst- und Geschichtsdenkmäler; und er war es auch, der schließlich Buchwald ablöste.

Dieser ließ sich kurz nach dem Regierungsantritt Adolf Friedrichs V. in der „Landeszeitung für beide Mecklenburg“ in einer „anthropologisch-politischen Betrachtung“ über die Rethra-Forschung vernehmen mit der Behauptung, Rethra sei keine wendische, sondern eine germanische Kultstätte gewesen, und Wenden oder Slawen habe es in Mecklenburg auch überhaupt nicht gegeben. Der Mann jedoch, der Buchwalds Nachfolger werden sollte, Witte, damals noch Schweriner Archivar, legte 1905, im Jahr der ersten russischen Revolution, mit seinem Werk „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg“ einen Gegenbeweis vor und entsprach damit weit besser dem genius loci. Denn schon Franz Boll hatte 1848 in einer Darstellung von „Meklenburgs deutscher Colonisation“ (MJbb.), „die in einem außerordentlich friedliebenden Ton geschrieben ist“, eine „neue Phase der Frage“ nach der *eiectio Slavorum* eingeleitet. Das bescheinigte ihm der russische Historiker Jegorov (I, S. 191 f.), der bald in Neustrelitz noch eine Rolle spielen sollte. Für Jegorov kam, wie er

ebenfalls beifällig bemerkte, das Ergebnis Wittes gar der „Wiederauferstehung“ der Slawen in Deutschland gleich, die durch die Erschütterung der „Grundlagen aller früherer Auffassungen“ eine Revision auf diesem Wissens- und Forschungsgebiet einleitete.

Im gleichen Jahr gab Buchwald quasi nebenher in einem wiederum in der „Landeszeitung“ veröffentlichten „Entwurf“ unter dem Titel „Das Adolf-Friedrich-Museum zu Neustrelitz“ Einblicke in die gegenüber den Zeiten von Gentzen und Latendorf beträchtlich veränderten räumlichen Verhältnisse der Bibliothek im Bassewitzschen Hause. Hatte Latendorf 1858 bei einem Bestand von ca. 50 000 Bänden von „geräumigen Sälen“ gesprochen, so ist bei Buchwald und 110–130 000 Bänden die Rede von „... kompresser Bücherstellung, wie sie in der jetzigen Großherzoglichen Bibliothek des Raummangels wegen notwendigerweise stattfinden muß. Trotzallem beträgt die Rückenbreite der in 784 Borten untergebrachten Werke nicht weniger als zwei volle Kilometer und fast 310 Meter darüber“.

1907 wurde in Neustrelitz eine Volksbibliothek gegründet. Von ihr schrieb anlässlich ihres 50jährigen Bestehens die Leiterin der Stadtbibliothek, wie sie inzwischen hieß, diese habe zunächst „... tief im Schatten“ der großen Landesbibliothek (gestanden) mit ihrem umfangreichen Benutzerkreis besonders unter der Beamtschaft der Großherzoglichen Residenz“ (Schmeling).

Trotz dieses späten Nachklangs von Bewunderung seitens der Volksbibliothekarin scheint die Großherzogliche Bibliothek damals kaum mehr über die Stadt und geschweige denn über das Land Mecklenburg-Strelitz hinausgestrahlt zu haben. Als nämlich zu der gleichen Zeit, im November 1907, der erste mecklenburgische Leihverkehr zustande kam, zwischen der Universitätsbibliothek Rostock und der Regierungsbibliothek Schwerin, wurde die Neustrelitzer Bibliothek nicht angeschlossen. Stärker scheinen hansestädtische Bindungen gewesen zu sein, denn im Januar 1908 wurde auch ein Leihverkehr zwischen der Universitätsbibliothek Rostock und der Staatsbibliothek sowie der Kommerzbibliothek in Hamburg eingerichtet.

Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahres 1908 meldete sich bei den Neustrelitzer Instituten nach zehn z. T. auch im Ausland mit „Studien sowie praktischer Tätigkeit“ verbrachten „Lehr- und Wanderjahren“ Walter Karbe (1877–1956), der mit ihnen in einem vierzigjährigen Dienstverhältnis fest verwachsen sollte und auch darüber hinaus in seinem Nebenberuf als „Heimatforscher“ innerlich immer mit ihnen verbunden blieb.

Mütterlicherseits malaiischer Abstammung und Konstitution, dazu stark kurzsichtig, vom Vater her neurasthenisch, weltfremd in lebenspraktischen Dingen und von tiefer, aber auch „oft von düsterer Gemütsart“, hatte Karbe das Gymnasium Carolinum aus Examensangst kurz vor dem Abitur verlassen, eine Großkaufmannslehre begonnen, vorübergehend wohl auch studiert, im wesentlichen aber als Autodidakt sich herangebildet und durchgeschlagen.

Die Ausbeute dieser Lehr- und Wanderjahre waren Fremdsprachenkenntnisse und ein umfangreiches heimatkundliches Wissen (aus Geschichte, Volkskunde, Geologie, Botanik, Zoologie u. a.), das ihm dank einem phänomenalen Gedächtnis jederzeit zu Gebote stand. Karbes Werdegang entsprechend, war nicht strenge Wissenschaftlichkeit seine Stärke, sondern das Populärwissenschaftliche, der Vortrag oder Aufsatz über fast jedes heimatkundliche Gebiet „aus dem Stegreif“ („ohne Quellenmaterial herbeizuholen ging es an die Niederschrift“, „fast ohne Korrektur“), „Anthologien aus dem Gedächtnis heraus“, die Arbeit als „Laienforscher und Heimatschriftsteller“, „der sich die Heimat erwanderte“ und von dem auf diese Weise über 200 Arbeiten entstanden: „am Tage theoretische Forschungen ...“, die am Wochenende oder in den Ferien praktisch untersucht wurden.“

A. Wagner, der alle diese Beobachtungen zu verdanken sind, charakterisiert Karbes Arbeit auch mit folgenden Wendungen: „Kunde der Heimat in populärwissenschaftlicher

Art, das heißt Geschichte durchsetzt mit Sage und Volkskunde . . . , daneben durch Betrachten und Beobachten der Fauna und Flora Erklärungen und Bestimmungen, . . . Verbindung von Natur und Geschichte des Landes, . . . immer wieder das große Erlebnis der herrlichen Mecklenburger Landschaft durch alle Jahreszeiten dankbar (empfindend), . . . aus der Landschaft, die sein wirkliches Zuhause war, nahm er sich alle Kräfte“.

Eingestellt wurde Karbe bei den Instituten, die damit jetzt fünf Mann zählten, zunächst als Volontär unter der Amtsbezeichnung „Registraturhilfsarbeiter“. Die feste Anstellung erfolgte 1914, 1919 die Ernennung zuerst zum „Registrator“, dann zum „Konservator“ (erst als solcher wird Karbe im Staatshandbuch ab 1920 geführt). Als „Konservator Karbe“ machte er sich in dem von ihm als Heimatstadt empfundenen Neustrelitz und darüber hinaus einen Namen, obgleich er nicht nur bei den Sammlungen und dem späteren Museum tätig war, sondern auch, besonders nach Wittes Amtsübernahme, im Dienste der Neustrelitzer Bibliothek stand.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1908 war der „Vorstand des Hauptarchivs, der Bibliothek und der Sammlungen zu Neustrelitz“ von Buchwald mal wieder beurlaubt (Jahrbuch der Dt. Bibliotheken). Während dieser Zeit, denn man kann sich kaum vorstellen, daß Buchwald das geduldet hätte, könnte der russische Historiker Dmitrij Nik. J e g o r o v (Egorov, 1878 – 1931) die Neustrelitzer Institute aufgesucht haben, der 1908 und 1909 auf einer Studienreise auch in Mecklenburg Archivforschungen trieb für sein groß angelegtes Werk „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“, das zuerst russisch 1915 und deutsch 1930 erschien und mit dem er die mittelalterliche deutsche Siedlung in Mecklenburg durch eine slawische Binnensiedlung ersetzt wissen wollte. Er bedient sich dabei besonders des „R a t z e b u r g e r Zehntenlehenregisters“, das im Neustrelitzer Hauptarchiv lag.

Währenddessen wird Buchwald von seinem Schweriner Kollegen, dem Vorstand der Regierungsbibliothek Carl S c h r ö d e r , als Literat aufgeführt in dem Werk „Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur“ (1909). Erwähnt wird dort aber z. B. nicht Buchwalds Vorgänger der ebenfalls literarisch tätig gewesene Hofrat Reinicke, und auch nicht die Neustrelitzer Bibliothek mit ihren einschlägigen Beständen, wohingegen Akten und Manuskripte aus dem Schweriner Archiv und der dortigen Bibliothek herangezogen worden waren. Schröders Werk erschien als letztes einer Serie unter dem Titel „Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen“, an der kein Strelitzer beteiligt war.

Von 1908 bis 1910 erfolgte in Mecklenburg-Strelitz eine Reorganisation der obersten Landesbehörden, bei der nach Schweriner Vorbild ein in drei Abteilungen gegliedertes Staatsministerium eingerichtet und das Geheime Archiv sowie das Hauptarchiv, die Bibliothek und die Sammlungen einheitlich der Justizabteilung unterstellt wurden (Staatskalender). Damit wechselten die Bibliothek und die Sammlungen vom Hofstaat zum Landesstaat über. Daß sie aber zu den Archiven in die Justizabteilung kamen, zeigt in Anbetracht der nach wie vor bestehenden Personalunion das Vorwiegen des Archivarischen an; bei den Angaben zur Bibliothek und den Sammlungen steht wiederum „s. Hauptarchiv“.

Die Hintanstellung der bibliothekarischen Belange zu dieser Zeit spricht auch aus der Tatsache, daß die Großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz mit der Bibliothek der Königlichen Museen zu Berlin zu den beiden einzigen befragten Bibliotheken im Reich gehörte, die E r m a n „die erbetenen Mitteilungen (ablehnten)“, die er zu einer Zusammenstellung des Vermehrungsetats der öffentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken des Reiches benötigte, aber dem „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ nicht entnehmen konnte, weil dort für Neustrelitz unter den stets gleichen Angaben keine über den Vermehrungsetat gemacht wurden.

Und dabei schnitt die Bibliothek als einzige ihres Landes in Ermans Vergleichen alles andere als schlecht ab. Mit ihren 130 000 Bänden kam das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz auf einen Durchschnitt von 1,27 Bänden pro Kopf der Bevölkerung, der weit über dem

des Reiches (0,238) und noch weiter über dem Preußens (0,11) lag und nur noch von der Hansestadt Lübeck (1,32) und dem Fürstentum Schaumburg-Lippe (1,64) übertroffen wurde. Doch die Spalte über den Vermehrungsfonds mußte bei Neustrelitz mit Fragezeichen versehen werden.

In einem „Eingesandt“ der „Neustrelitzer Zeitung“ vom 17. Sept. 1910 (Verfasser: „H.“) wird auf den Vorzug der Einwohner der Residenzstadt hingewiesen, über „eine große Bibliothek“ zu verfügen, „die nicht bloß Literatur der Muttersprache, sondern auch wertvolle fremdsprachliche und einige [!] wissenschaftliche Werke enthält . . . Daß wir in Neustrelitz eine solche besitzen, werden viele noch gar nicht wissen“. Sollte die Bibliothek, die doch von Anfang an die Chance gehabt hatte, eine „öffentliche Anstalt“ zu sein, und als solche schon im 19. Jahrhundert reiche Frucht getragen hat – sollte sie zu Anfang des 20. Jahrhunderts ihren „umfangreichen Benutzerkreis“ wirklich nur „besonders unter der Beamtschaft“ gehabt haben? Jedenfalls: „Daß das Publikum einen rechten Nutzen von dem Institut nicht hatte“, stand rückblickend auch für Karbe fest – leider nennt er die Gründe dafür nicht, gibt aber immerhin zu erkennen, daß es welche gab.

Einer davon findet sich wahrscheinlich in dem „Eingesandt“, das den Verfasser auch sonst als einigermaßen eingeweiht erweist, spricht er doch von ungefähr 130 000 Bänden und davon, daß die Bibliothek „dank der Fürsorge Sr. Königl. Hoh. des Großherzogs . . . ständig vermehrt (werde)“. Der Einsender meint nämlich, zwar dürfe „jeder Erwachsene unentgeltlich Bücher von ihr entleihen, doch ist ihre Benutzung außerordentlich erschwert, da ein allgemein zugänglicher Katalog nicht existiert (Sperrung von H. B.). „Es herrscht daher“, so schreibt er weiter, „über den Inhalt dieser wertvollen Bibliothek ziemliche Unkenntnis, besonders was die Neuanschaffungen nach 1860 angehen; denn ungefähr um dieses Jahr erschien meines Wissens der letzte Katalog im Druck“.

Der Einsender bat deshalb „die Bibliotheksverwaltung“ – „damit nun wenigstens die Neuanschaffungen bekannt und die Bücher der Allgemeinheit mehr als bisher zugänglich werden – . . . die Titel der neu angekauften Werke in der Zeitung halb- oder vielleicht noch besser vierteljährlich zu veröffentlichen“, und er schließt, damit würde sie „sicherlich bei allen Benutzern . . . sich vielen Dank erwerben“. Dieser Rat scheint, zumindest später, befolgt worden zu sein, denn aus den vierziger Jahren haben sich solche Neuanschaffungslisten in Zeitungen gefunden.

1911 erscheint im „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ für die Neustrelitzer Bibliothek einmalig ein „2. Beamter: Ernst Becker“, der im Staatshandbuch nicht auftaucht und für dessen Wirken sich auch sonst kein Niederschlag gefunden hat. Ab 1912 fehlt er wieder und außerdem einer der bisher zwei „Subalternbeamten“. Bei dem letzteren handelt es sich wahrscheinlich um den Archivregistrator Wilhelm Müller, der im Hof- und Staatshandbuch auf 1912 erstmals nicht mehr erscheint und vermutlich in Pension gegangen oder gestorben ist. Müller hätte demnach von 1885–1911 als „Archivregistrator“ im Dienste der drei Neustrelitzer Institute gestanden. Offenbar wurde er zunächst nicht ersetzt. Stattdessen heißt es nun: „Registrator und Schreiber: Archivregistrator Franz Warbehn“, der damit anscheinend eine Position aufrückte. Neuer Pedell ist der „Konsistorialpedell“ Heitmann. Mit diesem Handbuch endet übrigens die pauschale Verweisung von Bibliothek auf Hauptarchiv.

1912 erschien in Neustrelitz der erste Teil des „Katalogs der Lehrerbibliothek“ des Großherzoglichen Gymnasiums Carolinum von K. Rieck, der im nächsten Jahr den zweiten Teil folgen ließ und dadurch einen Überblick über ihre Bestände ermöglichte.

Von 1912 an gab es nach Bock für die Großherzogliche Bibliothek „Benutzerbücher und Entleihungsstatistiken“. (Ihr Verbleib war nicht zu erhellen.) Sie müssen noch unter Buchwald angelegt worden sein. Ja, es heißt sogar, in seiner letzten Zeit sei das Archiv, sonst zweifellos das bevorzugte Feld von Buchwalds amtlicher Tätigkeit, in eine Art Halbschlum-

mer verfallen und „nur in der Bibliothek . . . der Betrieb einigermaßen aufrecht erhalten (worden)“, wenn auch ihre Neuordnung „nicht ganz zur Durchführung gelangt (sei)“. Diese Nachricht stammt von dem Archivregistrator Warbehn, der bei dieser Gelegenheit mitteilt, er habe in jener Zeit die Verzettelung zum systematischen Katalog fortgesetzt und fertiggestellt. Warbehn ist also auch insofern in die Fußstapfen seines Vorgängers Müller getreten, als er Bibliotheksaufgaben übernommen hat.

Mit dem Jahre 1913 neigte sich Buchwalds Amtszeit dem Ende zu, die wohl schon längere Zeit überschattet gewesen ist. Bock schreibt von „Zwangspensionierung“ und datiert sie ins Jahr 1912. Die älteren Zeugnisse geben jedoch für den Abgang eindeutig den 1. Sept. 1913 an, welches Datum deshalb als gesichert gelten kann. Aber auch dann war Buchwald erst 63 Jahre, so daß, und eingedenk der Umstände, die Angabe von der Zwangspensionierung trotz der unrichtigen Zeitangabe nicht falsch sein wird. Buchwald ist am 13. März 1920 in Jena gestorben. Dort befindet sich eventuell noch sein Nachlaß (Wagner).

Sein Wirken ist besonders im nachhinein in ein starkes Zwielflicht geraten. Selbst seine archaische Arbeit erwies sich als zweifelhaft. Noch 1921 nannte Witte den Ordnungszustand des Hauptarchivs „einen so traurigen, daß kein Mensch genau wissen kann, was alles in dem Archiv steckt“. Die Durchführung der von Buchwald „ausgetüfelten Archivordnung“ sei in den Anfängen steckengeblieben. Wittes Beurteilung des Hauptarchivs gipfelt in dem Satz: „Für amtliche wie für wissenschaftliche Benutzung ist es gleich unbrauchbar.“ 1925 kam er anlässlich der von ihm besorgten „Neueinrichtung des Hauptarchivs zu Neustrelitz“ nochmals auf Buchwald zurück und meinte, er sei eben „kein durchgebildeter Archivfachmann“ gewesen und habe zur Grundlage seines Ordnungssystems einen „laienhaften Gedanken“ gemacht.

Nach seinem Tode wurde Buchwald öffentlich nachgesagt, bei seinen disparaten außerdienstlichen Betätigungen und Interessen – Meteorologie, Ursprachenforschung, Leben-Jesu-Forschung und Fischzug (Wagner) – sei er auch noch „ein Freund starkfeuchtfrohlicher Geselligkeit“ gewesen und habe gesucht, „daneben (gesperrt von H. B.), fast ohne Hilfe, Archiv, Bibliothek und Museum zu verwalten“ (Beltz). Es ist auch von dem „ursprünglich glänzend begabten, dann aber zum Delirium tremens versumpften Manne“ (Buddin) die Rede, und Witte, sein Nachfolger, spricht sogar vom „Keim geistiger Krankheit“, den er wohl schon mitgebracht habe. Er fährt fort: „Sie und das Hinundhergezerrtwerden zwischen den gar so verschiedenartigen Aufgaben, unter deren vielseitigen Anforderungen bei viel zu geringer Arbeitshilfe seine Kräfte sich zerrieben, haben ihn schließlich entmutigt. Als ihm die für eine gleichmäßige Förderung des verwickelten Betriebes unerläßlichen Arbeitskräfte andauernd versagt blieben, verlor er das Interesse an der Sache, der doch nicht zu helfen war, ließ alles gehen oder liegen“. Witte schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Ein Geist, der zu besserem berufen war, ist hier – nicht zum mindesten an der Ungunst der Verhältnisse – erlahmt und schließlich zerbrochen.“

So sieht man mit Buchwald, dem die Neustrelitzer Bibliothek ihre Zettelkataloge und doch auch wohl noch einiges andere verdankte, das Hauptarchiv zumindest seine Anlage und die mecklenburgische Geschichtsforschung einige Aufschlüsse – man sieht ihn, nach Gentzen, aber ihn noch mehr, als zweiten Mann mit Tragik aus dem Amte scheiden.

Witte 1913–1932

Zum Nachfolger Buchwalds als Vorstand des Hauptarchivs und der Bibliothek mit den Sammlungen berief Großherzog Adolf Friedrich V. zum 1. Okt. 1913 den Archivrat Dr. Hans Witte (1867–1945). Dieser, ein regulär ausgebildeter Archivar, hatte seine berufliche Laufbahn am Bezirksarchiv in Metz begonnen und war seit 1898 am Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin tätig gewesen. Witte war auch schon als Autor hervorgetreten. Vor seinen erwähnten „Wendischen Bevölkerungsresten“ hatte er Schriften zum Deutschtum von Elsaß und Lothringen veröffentlicht. 1909 war der erste Band seiner

maßgeblichen, an Ernst Boll anknüpfenden „Mecklenburgischen Geschichte“ erschienen, 1913 folgte der zweite. Inzwischen war Witte aber in Schwerin durch sein zweibändiges Werk „Kulturbilder aus Mecklenburg“ (1911, 21912), in denen er auch Mißstände dargestellt hatte, in Ungnade gefallen. „Dies kam dem Strelitzer Großherzog Adolf Friedrich V. sehr gelegen; er bat Dr. Witte in sein Ländchen . . .“ (Wagner).

Er wurde nach Neustrelitz berufen, „damit er das Großherzogliche Geheime und Haupt-Archiv ordne und der Benutzung zugänglich mache“ (Buddin). In bezug auf seine übrigen Aufgaben hört man von Witte wieder das ominöse Wort „daneben“: „. . . auch mir blühte daneben noch die Aufgabe, die ‚Großherzogliche Bibliothek‘ (. . .) und die Sammlungen . . . zu verwalten . . .“ Und Warbehn bezeugt von seinem Chef, Bibliothek und Sammlungen seien ihm „zwei . . . bis dahin ziemlich fremd geliebene Gebiete“ gewesen. Dennoch schreibt Bock, etwas spätere Zustände mit einbeziehend: „Unter ihm (Witte) und seinem Mitarbeiter, dem Konservator Karbe, . . . blühte neben dem Archiv und dem Museum auch die Landesbibliothek noch einmal auf“. Ja, man muß sogar sagen: es wurde insgesamt die fruchtbarste Periode der Neustrelitzer Kulturinstitute.

Die wichtigsten Männer und auch die Kompetenzverteilung zwischen ihnen sind bereits genannt: Witte und Warbehn fürs Archiv, letzterer auch für die Bibliothek, die Karbe neben den Sammlungen betreute. Hinzu kam 1916 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der 1919 zum Konservator am Landesmuseum ernannte Konrad H u s t a e d t (1874 – 1947). Dieser hatte jedoch „nur Interesse für Bau- und Kunstgeschichte und später für Musik und Theatergeschichte“ (Wagner). Warbehn meinte von seinen Kollegen: „Die beiden sonstigen Beamten (Konservatoren) sind . . . reine Spezialisten für Bibliothek und Landesmuseum und können daher im Archiv . . . ersprießliche Dienste kaum leisten“.

Zunächst indessen hatten Witte und seine kleine Mannschaft nicht viel Gelegenheit zu ungestörter Entfaltung. Witte trat zwar sogleich in die noch von Adolf Friedrich V. berufene Kommission für die Aufzeichnung und Herausgabe der Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Landes ein, machte dabei Archiv und Bibliothek für das Inventarwerk Georg K r ü g e r s fruchtbar und kümmerte sich auch um den Ausbau der Sammlungen zu einem Landesmuseum.

Doch dann traten Regentenwechsel, Weltkrieg und Revolution auf den Plan. Witte mußte gleich zu Beginn des Krieges einrücken, Karbe als Landsturmmann 1915, und beide kamen erst nach Kriegsende zurück. Warbehn wurde zur Dienstleistung ins Ministerium beordert. Die Institute waren also anscheinend vor der Einstellung Hustaedts 1916 bis auf den Pedell Heitmann von ihrem Personal entblößt. Und als die Arbeit dort wieder aufgenommen werden konnte, hatten sich die Verhältnisse grundlegend geändert.

Adolf Friedrich V. starb am 11. Juni 1914 im Alter von nicht ganz 66 Jahren und hinterließ die Herrschaft seinem gleichnamigen Sohn, Großherzog Adolf Friedrich VI. (1914 – 1918), der kurz vor seinem 32. Geburtstag und wenige Monate vor Ausbruch des 1. Weltkrieges nachfolgte.

Die Endzeit des regierenden Fürstenhauses war angebrochen. Die mecklenburg-strelitzer Prinzessinnen, von denen die Tochter des Bibliotheksgründers Herzog Carl zur Königin Luise von Preußen hatte aufsteigen können, waren jetzt als Schwestern des letzten Regenten vermählt worden mit dem vatikanischen Grafen Jametel sowie mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro. Adolf Friedrich VI., „in dem starke Lebenstrieb mit grüblerischem Einsamkeitshang und romantischen Neigungen krankhaft zusammenstießen“ (Beltz), ist in seiner kurzen, durch den Krieg überschatteten Regierungszeit zu wenig hervorgetreten, um deutlich sichtbaren Einfluß auf die Geschehnisse seines Landes genommen zu haben. Aus näherer Kenntnis wird er gar als „stark degenerierter und lebensmüder Mann“ bezeichnet (R. Hustaedt, nach C. Meltz, Der Strelitzer Thronfolgefall, in: Aus tausend Jahren

mecklenburgischer Geschichte, 1979, S. 168). Am 23. Februar 1918 schied Adolf Friedrich VI., unvermählt, aus dem Leben, wobei seine Motive bis heute nicht eindeutig geklärt sind.

Nach der sich durchsetzenden Meinung war damit die Strelitzer Linie regierungsunfähig und die Schweriner zur Nachfolge berechtigt. Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin übernahm jedoch zunächst nur die Verweserschaft, dankte dann aber nach der Revolution am 14. November 1918 ab, und am 16. November 1918 wurde vom Strelitzer Staatsministerium seine Verweserschaft mit seinem Einverständnis als beendet erklärt. Damit war Mecklenburg-Strelitz kein Großherzogtum mehr, Neustrelitz nicht länger Residenzstadt, die auch wirtschaftlich und kulturell bedeutsame Institution des Hofes dahin, sein Glanz erloschen.

Die Vereinigung beider Mecklenburg schien nahe. Aber zu dieser „Flurbereinigung“ wie in Thüringen kam es hier noch nicht. Eine schon im Dezember gewählte, mehrheitlich aus Sozialdemokraten und Liberalen bestehende Strelitzer verfassungsgebende Versammlung proklamierte aus Selbstständigkeitsdrang und in Spekulation auf den Reichtum des Fürstenhauses die Eigenständigkeit von Mecklenburg-Strelitz als Freistaat. Die mit Mecklenburg-Schwerin gemeinsamen Landstände fielen, und der neue parlamentarische Staat mit eigenem Landtag wurde Teil des 1919 republikanisch gewordenen Deutschen Reiches bzw. der „Weimarer Republik“.

Die bislang Großherzogliche Bibliothek zu Neustrelitz wurde im Freistaat zur „Mecklenburg-Strelitzischen Landesbücherei“, als solche begegnet sie in den 1920 erstmals wieder erscheinenden Hand- und Jahrbüchern. Die großherzogliche Privatbibliothek ging an sie über. Aus dem Staatshandbuch geht hervor, daß die Institute von der Ministerialabteilung der Justiz zur Abteilung Unterricht und Kunst übergewechselt sind, und zwar zur Unterabteilung Kunst, wo „Hauptarchiv, Landesbücherei und Landessammlungen“ zusammen vor dem „Landestheater“ rangieren. Innerhalb der drei Teile ist jedoch das Hauptarchiv deutlich vorrangig, das die Akten der Hofverwaltung, der Ministerien und der eingegangenen Behörden übernimmt und in das 1920 auch das Geheime Archiv einbezogen wurde. Das Personal ist darunter für alle gemeinsam angegeben, und zwar folgendermaßen: „Vorstand: Archivrat Dr. phil. Hans Witte. Konservatoren: Walter Karbe, Konrad Hustaedt. Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter: Dr. Paul Steinmann (ad interim). Registrator: Archivsekretär Franz Warbehn. Hilfsarbeiterin: Bertha Ma a ß“ (Sperrungen von H. B.). Ferner sind ein Kastellan beim Landesmuseum sowie ein Hauswart und Bote genannt. (Steinmann war Archivar, hat aber Neustrelitz 1920 schon wieder verlassen und ist ans Schweriner Archiv gegangen.)

Im „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ 1920 ist erstmals von (zwei) „Bibliothekaren“ die Rede: „Hans Witte (zugleich Vorstand des Hauptarchivs und der Sammlungen), Konservator Walther [!] Karbe (zugl. an d. Sammlungen)“. Es folgen dann noch „1 Registrator“ (Warbehn) und ein Pedell „im Nebenamt“. Hustaedt wird in diesem Bibliotheks-Zusammenhang nicht genannt, führt später auch den Titel „Museuskonservator“, wohingegen man Karbe analog „Bibliothekskonservator“ nennen könnte. An weiteren Aufgaben finden sich im „Jahrbuch“, daß die Bandzahl der Bibliothek sich durch Überweisung dreier fürstlicher Privatbibliotheken von rd. 9000 Bänden 1919 auf 140 000 Bände erhöht hat und daß der Vermehrungsetat – 1916 erstmals wieder genannt mit 4000,- M – jetzt „einschl. Verwaltungskosten“ auf 6000,- M angewachsen ist. Daß es der Bibliothek immer noch nicht gelungen war, sich Beachtung zu verschaffen, beweist die 1920 erschienene „Geschichte von Mecklenburg“ V i t e n s e s, der in seinem 1919 im benachbarten Neubrandenburg der Brüder Boll unterzeichneten Vorwort zwar die Neustrelitzer Bibliothek nicht vergißt als Stätte, wo landesgeschichtliches Material zu finden sei, sie aber, anders als die Schweriner Regierungsbibliothek und die Universitätsbibliothek Rostock, in seiner Darstellung nicht berücksichtigt.

Eine größere Beachtung zumindest beim örtlichen Publikum sollte die Bibliothek bzw. Landesbücherei durch einen neuerlichen U m z u g gewinnen. Er erfolgte in der Zeit vom 22. April bis zum 12. Juni 1920 und führte die Bibliothek, die Sammlungen und das Hauptarchiv in das jetzt zur Verfügung stehende Neustrelitzer S c h l o ß. Karbe spricht von „einem ebenso plötzlichen wie überstürzten Umzug“ und fährt fort: „Die Gründe hierfür lagen weniger auf sachlichem als vielmehr auf parteipolitischem Gebiet, es handelte sich in der Hauptsache darum, das Neustrelitzer Schloß vor den Zugriffen einer heillosen Projektmacherei zu schützen“ (Witte: „Kurschloßprojekt“).

Ein Bibliotheksbau war es also wieder nicht, in den die Bücher jetzt kamen, und sie wurden „aufgestellt, so gut es eben ging“. Zwar: „Über Raummangel konnte man gerade nicht klagen, indessen den Anforderungen einer modernen Bibliothekstechnik konnte keineswegs genügt werden“. Karbe beklagte jedoch vor allem die Unruhe in dem neuen, von vielen Parteien bewohnten Domizil der Bibliothek und trauerte dem „ungestörten Dasein“ im alten nach, wo „die Unterbringungsfragen in einwandfreier Weise gelöst waren“. Dort habe „namentlich der Büchereibetrieb sich ganz vortrefflich glatt und einfach abwickeln lassen, während hier (im Schloß) so ungefähr der Höhepunkt des Unpraktischen erreicht ist.“ Andererseits hatte er bei dem Bassewitzschen Palais eingeräumt, „daß das Publikum einen rechten Nutzen von dem Institut nicht hatte“. Bei der Beurteilung scheinen also wohl auch Mentalitätsfragen eine Rolle gespielt zu haben. Von „kompresser Buchstellung“ und Raummangel hatte schon Buchwald 1905 gesprochen, und Witte atmete nach dem Umzug merklich auf: „Wir sind erlöst aus dem alten feuergefährlichen Dienstgebäude, in dessen Enge wir fast erstickten. Die schönen jetzigen Räume sind zwar für so ausbreitungsfreudige Betriebe, wie Museen und Archive [und Bibliotheken?] es nun einmal sind, nicht gerade reichlich bemessen. Wir können uns aber doch wieder rühren . . .“ Und nimmt man die Benutzung zum Prüfstein, die freilich immer auch mit Unruhe verbunden ist, so war die Bibliothek durch den Umzug ganz offenbar auch attraktiver geworden. Selbst Karbe schreibt, die „merkwürdigen Zustände“ hätten „aber doch“ die Folge gehabt, „daß die Bibliothek aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte und in Aufschwung kam. Der Bücherumsatz erreichte zu diesen Zeiten mit 11 000 ausgeliehenen Bänden im Jahr (gesperrt von H. B.) sein Maximum“.

Aber deutlicher wird dieser Aufschwung noch bei Witte, der bereits nach einem knappen Jahr bekanntgeben konnte: „Die Bücherausleihe hat sich etwa verzehnfacht und ist darüber hinaus in unaufhaltsamen Aufsteigen begriffen“. Mit dieser Voraussage sollte er recht bekommen, denn das von Karbe erwähnte Maximum von 11 000 ausgeliehenen Bänden stammt offenbar aus dem Jahre 1923: Bock nennt für dieses Jahr 11 216 Bände und stellt die starke „Aufwärtsbewegung“ der Jahre 1919–1923 gegen die Zahlen 271–773 (1913) aus dem Zeitraum 1912–1918. Bei Witte heißt es außerdem: „Die Bücherei hat sich bei vermehrten Mitteln stark vergrößert . . .“, und er betont bei der Steigerung der Ausleihen ausdrücklich die Zunahme der „Nutzbarmachung“ der Bibliothek. Das kommt auch in seinen folgenden Worten zum Ausdruck: „Ihrer weiteren Fruchtbarmachung wird die Herrichtung eines bescheidenen Lesezimmers (gesperrt von H. B.) dienen“.

Der eigentliche Anlaß dieser Ausführungen Wittes, eines Vortrages vom 17. März 1921, war jedoch, der Öffentlichkeit das von ihm errichtete L a n d e s m u s e u m vorzustellen. Witte hatte kurzentschlossen die Gunst der neuen, z. T. noch mit fürstlichen Einrichtungsgegenständen versehenen Räumlichkeiten im Schloß genutzt und die schon auf Gentzen zurückgehenden Neustrelitzer Museumspläne verwirklicht. Er verwertete dabei hauptsächlich die hergebrachten Sammlungen, die, einst in hohen Ehren, inzwischen zu einem vernachlässigten, „rumpelkammerartigen Anhang“ von Archiv und Bibliothek heruntergekommen waren, und gesellte ihnen auch die Prillwitzer Idole wieder bei. Hinzugefügt wurden an den Staat gefallene fürstliche Hinterlassenschaften.

Bei dieser Unternehmung stand, wie Witte später berichtete, „keine einzige museums-technisch ausgebildete Arbeitskraft . . . zur Verfügung“, und er betonte die Notwendigkeit, „gleichzeitig mit dem gleichen unzulänglichen Personal auch ein Archiv und eine Bibliothek von etwa anderthalb hunderttausend Bänden aufzubauen und in Betrieb zu setzen“ (Mecklenburger Rundschau, 3. 1. 1925).

Aber er verstand die Sache ins Positive zu wenden, wenn er seine Schöpfung ein „Heimatmuseum eigenartiger Prägung“ nennt und das Zustandekommen folgendermaßen darstellt: „Archiv und Bibliothek haben als innig verbundene Schwesteranstalten (gesperrt von H. B.) erfolgreich am Ausbau des Museums mitgearbeitet, haben eine reich ausgestattete Urkundenabteilung beigesteuert, wie sie nicht viele Museen aufweisen dürften, und eine Schausammlung von alten und neuen Buchhandschriften, Inkunabeln, alten Bibeln, Bucheinbänden und -Ausstattungen mannigfaltigster Art“. Karbe sah später „trotz aller äußeren Übelstände für die Institute eine Art von Blütezeit (gesperrt von H. B.) gekommen. Sie waren in einer Hand vereinigt, nahe beieinander, halfen sich gegenseitig und wurden“, wie Karbe, eine etwas spätere Entwicklung mit einbeziehend, fortfährt, „durch den neugegründeten Verein für Mecklenburg-Strelitzer Geschichte und Heimatkunde gefördert, der namentlich durch seine Veröffentlichungen in den Geschichtsblättern die bisher ungehobenen Schätze des Archivs für die Wissenschaft erschloß“.

Man spürt deutlich, daß hier die Organisationsform der Trias als vorteilhaft und angebracht empfunden wird. Bei Witte ist zu lesen: „Museen, Bibliotheken und Archive bieten neben den Schulen die festesten unerläßlichsten Grundlagen, auf denen das hehre Gebäude der Kunst und der Wissenschaft aufgerichtet und immer wieder erneuert werden kann. Diese dreifache Grundfeste alles höheren Kulturlebens und andererseits auch sein Erzeugnis und Maßstab, ist in unserem Ländchen zu einer Einheit zusammengefaßt (im Original halbfett), der nur noch der Name fehlt.“

Das erinnert an die Zielsetzung des Germanischen Nationalmuseums von 1852 mit dem angestrebten „Einen großen Ganzen“, die hier Wirklichkeit geworden zu sein scheint, ebenso die Forderung des Wolfenbütteler Archivars Zimmermann von 1911, „daß jeweils für einen begrenzten Sprengel . . . eine alles relevante Material erfassende Spezialsammlung angelegt werden müsse“. Und doch fällt in Neustrelitz in diesem Zusammenhang das Wort von der „merkwürdigen Dreieinigkeit, wie man sie außer unserem Lande kaum antreffen wird“ (Witte). In Schwerin, wo es damals noch kein Schloßmuseum gab, mokierte sich der Museumsbeamte Reifferscheid über „die wohl nur in Neustrelitz gerühmte ‚merkwürdige Dreieinigkeit‘ . . . mit einem zünftigen und in seinem Fach außerordentlich tüchtigen Archivar an der Spitze, dessen Hilfskräfte leider gleichfalls über keine museale Vorbildung verfügen“. Für ihn ist das Landesmuseum eine „von Kunst- und Museumswissenschaft völlig unbeeinflusste Museumsschöpfung, . . . kurzum blühendster Dilettantismus“. Witte unterstellte daraufhin „Selbstempfehlung des unfehlbaren ‚Fachmannes‘“, und Reifferscheid replizierte unbedacht: „Niemand, der die unerquicklichen und in ihrer Kleinlichkeit nicht zu überbietenden Strelitzer Verhältnisse kennt, wird ein derart kurioses Ansinnen verstehen. Aber, davon abgesehen: gibt es überhaupt einen in seinem Beruf voll befriedigten Museumsbeamten, den es locken könnte, auch noch ein Archiv und eine Bibliothek zu übernehmen, von deren fachlicher Verwaltung er doch nichts versteht?“

Bei dem Umzug nutzte man zugleich den Vorteil, „daß im alten Gebäude einmal gründlich aufgeräumt u. der Bestand unserer umfangreichen Bibliothek eingehend geprüft werden konnte“. Dabei stellte man offenbar manche Verluste fest, und Karbe richtete an Frau von Buchwald, die Witwe des ehemaligen Vorstandes, einen Brief mit der Anfrage, „ob nicht der eine oder andere Band unter den von Herrn v. B. hinterlassenen Büchern sich finden könnte“. Karbe sprach sich dabei nochmals, diesmal aus Kostengründen, gegen den Umzug aus und meinte, ihm werde nicht wohl im Schloß: „... ich fürchte, es nimmt noch ein schlechtes Ende mit uns“ (Karbe-Wagner-Archiv).

Zunächst ging es jedoch aufwärts. Auch in der Presse konnte man wieder über die Neustrelitzer Bibliothek lesen. Axel Graf von Kalckreuth ließ sich zum Jahreswechsel 1920/21 in der „Landeszeitung“ über „Zwei wertvolle Pergamentbände in der Meckl.-Strel. Landesbücherei“ aus: Livre d'heures, Paris 1541, und Mecklenburgische Chronik von Marschalk Thurius mit 45 Miniaturmalereien, ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert. Beide trügen „neben vielen anderen kostbaren Werken“ zu ihrer Bedeutung bei. Witte veröffentlichte in der gleichen Zeitung in den Jahren 1921 – 1925 sechs Folgen über die aus dem Archiv gespeiste Urkunden-Ausstellung des Landesmuseums, und E. Meyer bescheinigte der aus Archiv und Bibliothek gestalteten Museumsabteilung „Buch- und Schriftwesen“, sie sei „wohl der wertvollste Teil des ganzen Museums“; die Bestände gestatteten sogar einen mehrmaligen Wechsel.

So wurde in Neustrelitz schon in den zwanziger Jahren die Forderung erfüllt, die Lepp 1936 stellte, wenn er schreibt, die alten Landesbibliotheken seien „die geeignetsten Stätten öffentlicher Buchdenkmalspflege und Buchliebhaberei und Mittelpunkte der damit zusammenhängenden Forschungs- und Kulturaufgaben“, um dem Buch seine ‚Festlichkeit und Schubarkeit‘ wiederzugewinnen.

Das Archiv war nach dem Weggang Steinmanns „eine Zeit lang . . . wieder inmitten dringendster Arbeiten nahezu lahmgelegt“ (Witte). Auf diesem Sektor besserte sich die Lage mit der Anstellung von Dr. Carl August Endler (1893 – 1957) am 1. September 1922 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Eine lang ersehnte materielle Bereicherung wurde freilich zunichte: Das Archiv der ehemaligen Ritter- und Landschaft Mecklenburgs in Rostock ging 1924 vollständig an das Schweriner Archiv über, ohne daß der Strelitzer Anteil nach Neustrelitz abgeführt wurde. Aber es gelang Witte und Endler in diesen Jahren, das Neustrelitzer Archiv in den Stand zu setzen, daß es benutzbar wurde und der landes- und ortsgeschichtlichen Forschung Impulse zu geben und entsprechende Interessen zu wecken vermochte.

Karbe nahm im Herbst 1922 nach alter Neustrelitzer „Bibliothekstradition“ an seiner ersten Ausgrabung teil, am Schloßberg in Feldberg, wo dem Wendenheiligtum Rethra nachgegraben wurde. 1924 entdeckte Karbe den Blumenhäger Silberschatz und bereicherte damit die vorgeschichtliche Abteilung des Neustrelitzer Landesmuseums.

In der 1924 erschienenen Auswertung des Minerva-Jahrbuches 26 (1923) durch Sparrn über die geografische Verteilung der Bibliotheken mit 50 000 und mehr Bänden ist Neustrelitz neben Rostock und Schwerin die dritte mecklenburgische Bibliotheksstadt, und die 140 000 Bände ihrer Bibliothek machen wiederum etwa den fünften Teil (5,5) des mecklenburgischen Gesamtbestandes aus. Unter den acht Bibliotheken im näheren nordostdeutschen Raum war die Mecklenburg-Strelitzische Landesbücherei damit der Größe nach die fünfte, größer als die Stadtbibliotheken Stralsund (80 000 Bände) und Stettin (100 000) sowie größer als die Landesbibliothek (die ehemalige Ritter- und landschaftliche Bibliothek) in Rostock (85 000), und sie war knapp kleiner als die Stadtbibliothek Lübeck (141 000). Klar größer waren die Regierungsbibliothek in Schwerin (220 000) sowie die Universitätsbibliotheken Greifswald (276 000) und Rostock (330 000). Mecklenburg lag in der Pro-Kopf-Bandzahl der Bevölkerung (1,01) immer noch um fast das Dreifache höher als Preußen (0,37).

In einer nächsten Auswertung der Minerva-Jahrbücher des ersten Viertels des Jahrhunderts durch Sparrn hinsichtlich des Wachstums der Bibliotheken, wo die Mecklenburg-Strelitzische Landesbücherei 1924 mit 142 000 Bänden aufgeführt wird, lag sie bei einem Zuwachs von insgesamt 32 000 Bänden an 16. Stelle unter den 18 Staats- und Landesbibliotheken; es folgten nur noch die Regierungsbibliothek in Schwerin (30 000) und die Landesbibliothek Gotha (27 000).

Seit 1924 nannte sich die Regierungsbibliothek in Schwerin „Mecklenburgische Landesbibliothek“ (nicht etwa: Mecklenburg-Schwerinsche), und im gleichen Jahr übernahm die

Universitätsbibliothek Rostock, die, wie es jetzt heißt, „über 60 000 Bände“ der dortigen Landesbibliothek (Bahlow), wiederum ohne daß der Neustrelitzer Bibliothek ein Anteil zugestanden wurde.

In die Mecklenburg-Strelitzische Landesbücherei fand im Jahre 1924 ein Benutzer, der später in seinen Memoiren einen der seltenen Beiträge zur „Innenansicht“ lieferte und auch ihren Betreuer Karbe kurz porträtierte: der nach Neustrelitz verschlagene baltische Graf Alexander Stenbock-Fermor (1902–1972). Er schlug sich damals als Lokalreporter der „Mecklenburgischen Rundschau“ durch und berichtete auch aus dem mecklenburg-strelitzer Landtag, der ebenfalls im Schloß untergekommen war. Für ihn, der „den größten Teil des Tages in der Landesbücherei [verbrachte]“, war Karbe – „ein winziges, skurriles Männchen, quittengelb wie ein Chinese, kurzsichtige Augen hinter dicken Brillengläsern“ – „Leiter der Landesbibliothek“. Er zitiert ihn folgendermaßen: „Neben den Ämtern als Landesbibliothekar (gesperrt von H. B.) und Konservator sei er Heimatforscher, mache Ausgrabungen, sammle Tonscherben, Münzen, Steine, Knochen, Metalle, Versteinerungen – Schnecken und Muscheln“. Karbe und Stenbock-Fermor wurden bald „die besten Freunde“: „Die Stunden im Schloß wurden die schönsten Stunden des Tages. Ich saß in einem bequemen Sessel vor dem kleinen Lesetisch. Der Saal war behaglich warm, in der Dämmerung leuchtete die Leselampe auf. Ich hatte auf Bücher Hunger, den ich nicht stillen konnte“.

Jetzt sieht man den Bibliothekar Karbe in Aktion. Dem Bücherhungrigen, dessen Mutter eine Tochter des russischen Anarchistenfürsten Peter Kropotkin war und der sich für Theorie des Sozialismus und Utopie interessierte, rät er, „nicht wahllos alles hineinzufressen, mit Verstand zu lesen“. Und dann schleppt er nach eigenem Gutdünken heran: Platon, Aristoteles, Epikur, die Stoiker, die Bibel, Franz von Assisi, Augustinus, Joachim von Fiore, Arnold von Brescia, Marsilius von Padua, Hus, Thomas Morus, Campanella, Kepler, Rousseau, Saint-Simon, Fourier, Owen, Heine und andere. Nach der Lektüre sprachen beide über die Bücher. Stenbock-Fermor fühlte sich zu Essays angeregt, von denen auch einige gebracht wurden. Dann entschied er sich für eine Buchhandelslehre, auch darin von Karbe beraten, der ihm vorher noch eine Stelle als Puppenspieler vermittelt hatte. Später wurde er Schriftsteller und verließ Neustrelitz, doch sollte er zurückkehren, zuerst in seinen Büchern, dann selbst, auch in die Bibliothek, aber in einer anderen Rolle.

Der 16. Jahrgang des „Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken“ (1925) läßt in der Bezeichnung der Bibliothek erstmals das zweite „i“ bei Strelitzisch fort, so daß sie von jetzt an als „Mecklenburg-Strelitzische Landesbücherei“ anzusprechen ist. Der Etat betrug nach den „Jahrbüchern“ von 1925–1929 4000,- M. Dabei scheint es wirklich um den Bibliotheksvermehrungsetat (einschließlich Bindekosten) zu gehen, denn die Minerva-Jahrbücher dieser Jahre bringen wesentlich höhere Zahlen, dazu aber seit 1926 den Vermerk „Gesamt“. Das wird der Etat aller drei Institute gewesen sein.

Für diese Trias beginnt jetzt die Zeit ihrer größten Fruchtbarkeit. Was dem Bibliothekar Gentzen mit Unterstützung der Brüder Boll 1843 bis 1845 nicht gelungen war, das schaffte der Archivar Witte: die Gründung des „Mecklenburg-Strelitzer Vereins für Geschichte und Heimatkunde“ am 25. März 1925. Damit wurden die Neustrelitzer Institute für die zehn Jahre von 1925–1935, als im Reich Hindenburg Präsident war und schließlich Hitler auf ihn folgte, zu einem Zentrum der strelitzischen Landesforschung. Witte, Endler und Karbe (Wanderwart und Referent) engagierten sich stark in dem Verein, der noch im gleichen Jahr mit der Herausgabe zweier Publikationsorgane begann: der „Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter“, einer Zeitschrift für das breite Publikum, und der „Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter“, in denen eine Reihe hauptsächlich im Neustrelitzer Archiv erarbeiteter Dissertationen der Rostocker Universität veröffentlicht wurde.

Ab 1930, dem Erscheinungsjahr der deutschen Übersetzung, erfuhr in Neustrelitz „Jegorovs Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“ durch Witte und Endler nach mehreren Aufsätzen in einem bandstarken „kritischen Nachwort“ eine eingehende Widerlegung, die 1932 erschien. Sie endet mit der Erwägung, ob es sich bei diesem zuerst während des 1. Weltkriegs erschienenen Werk nicht vielleicht sogar um eine (bestellte?) Tendenzschrift zur Begründung territorialer Ansprüche gehandelt habe.

Für die Mecklenburg-Strelitzsche Landesbücherei findet sich für diese Zeit mit der Formulierung: „Hauptaufgabe: Förderung der Landeskunde und allgemeinen Bildung“ eine Zielsetzung und manche andere informative Angabe in der 1929 erschienenen ersten, den Bibliotheken gewidmeten Abteilung der „Minerva-Handbücher“. Dort wird sowohl die Neustrelitzer Landesbücherei als auch die Volksbücherei behandelt. Als Bestand der Landesbücherei werden genannt: insgesamt ca. 150 000 Bände, 4 Zeitungen und 42 laufende inländische Zeitschriften, als jährlicher Zuwachs 350 Bände.

Den Angaben des Handbuchs zufolge ist die Mecklenburg-Strelitzsche Landesbücherei inzwischen auch dem deutschen Leihverkehr angeschlossen, der 1924 eingerichtet wurde. Anscheinend ist das nicht von Anfang an der Fall gewesen, denn im „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ wird erst seit dem 19. Jahrgang (1928) das Sigel 42 für die Neustrelitzer Bibliothek geführt.

Außer der im „Jahrbuch“ 1922 nach dem Umzug ins Schloß angegebenen zweistündigen mittäglichen Öffnungszeit von 11–13 Uhr wird Donnerstag nachmittag 15.30–17.30 Uhr genannt. Täglich kamen durchschnittlich 20 Benutzer, und ausgeliehen wurden jährlich ca. 10 000 Bände, was einem leichten Rückgang gleichkam (1926 jährlich 646 Leser, 1923 11 216 Bände). Das Lesezimmer, das man schon bei Stenbock-Fermor kennengelernt hat, verfügte 1929 über eine Handbibliothek von ca. 1000 Bänden. Zu den Beständen wird kommentierend gesagt: „Besonders gepflegt wird in neuerer Zeit nur die Landeskunde v. Meckl.-Strelitz“. Ansonsten werden als gut vertreten wenig bekannte bzw. verschollene Theaterstücke aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwähnt, die wohl noch aus der Vorgeschichte der Bibliothek bzw. aus dem Neustrelitzer Landestheater stammen.

Dieses wenn auch nur skizzenhaft, aber doch sehr genau gezeichnete Situationsbild des Jahres 1929 läßt, abgesehen von dem über den regulären hinausgehenden Zuwachs und der Ausdehnung der Öffnungszeit, eine leicht rückläufige Tendenz der Mecklenburg-Strelitzschen Landesbücherei erkennen. Als etwas problematisch, wenn auch für eine Regionalbibliothek mit geringem regulären Zuwachs verständlich, muß die vornehmliche Beschränkung auf die Landeskunde erscheinen.

Bedenklicher aber wird es, wenn auch schon ein der Landeskunde eng benachbartes und insofern gleichfalls genuin landesbibliothekarisches Gebiet, nämlich das der Dialektliteratur, vernachlässigt wurde. Der Greifswalder Bibliothekar Gassen schreibt in seiner 1931 eingereichten, 1933 in Buchform erschienenen Dissertation unter dem Titel „Die Niederdeutsche Bewegung“, an dieser habe Mecklenburg, das dank Fritz Reuter als ein Kernland des Niederdeutschen gelte, einen nicht unbedeutenden Anteil. Er meint aber: „Mecklenburg-Strelitz freilich trägt nicht viel dazu bei. Die Mecklenburg-Strelitzsche Landesbücherei in Neustrelitz sieht ihren Hauptwert . . . in den alten Beständen. Heute jedoch zu einem etwas kümmerlichen Dasein verurteilt, pflegt sie besonders nur noch die Landeskunde von Mecklenburg-Strelitz und wird auf diese Weise nicht allzu häufig in die Lage kommen, für plattdeutsche Sprache und Literatur eintreten zu müssen . . . Weit günstiger liegen die Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin . . .“

Dieses Urteil ist wenig rühmlich, zumal es nicht nur das Zurückbleiben auf einem Gebiet, sondern mit dem „etwas kümmerlichen Dasein“ den allgemeinen Zustand der Neustrelitzer Bibliothek betrifft. Vergleicht man dazu das „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“, so fällt

auf, daß der Vermehrungssatz von 1929 auf 1931 halbiert auf 2000 RM und auf 1933 sogar bis zu 500 RM herabgesetzt ist.

Anfang 1932 wurde die sozialdemokratische Regierung von Mecklenburg-Strelitz gestürzt. Deutschnationale und Nationalsozialisten kamen in Neustrelitz an die Macht und vereitelten den von ihren Vorgängern vorbereiteten Anschluß des Landes an Preußen, weil dieses noch sozialdemokratisch regiert wurde.

Im Sommer 1932 kam es dann auch zu einem Wechsel in der Leitung der drei Neustrelitzer Kulturinstitute: „Gegen seinen Willen wurde . . . Dr. Witte wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt“ (Bock). Auch er, der das Hauptarchiv funktionsfähig gemacht, das Landesmuseum aufgebaut und sich um die Landesforschung verdient gemacht hatte, schied also im Unfrieden aus seinem Amt, behielt aber noch den Vorsitz in dem von ihm begründeten Verein.

Endler 1932 – 1934

Wittes Nachfolger im Amt wurde am 1. August 1932 Dr. Carl August Endler, inzwischen auch Archivrat, im Unterschied zu Witte nicht „Direktor“ der Anstalten, sondern ihr „Leiter“. Seine Archivstelle wurde nicht wieder besetzt; Endler war im Archivdienst jetzt „nur auf die Hilfe des Sekretärs“, also des Verwaltungsinspektors Warbehn angewiesen. Weggefallen scheint auch die Bürogehilfin zu sein. Im übrigen blieben Struktur und Personal gleich: der Konservator Karbe für die Bibliothek sowie für die vorgeschichtliche und die geologische Abteilung des Landesmuseums zuständig und der Konservator Hustaedt für das übrige Museum.

Nachdem am 30. Jan. 1933 Hitler Reichskanzler geworden war und nach der für die Nationalsozialisten siegreichen Reichstagswahl im März übernahmen diese allein die Regierung in dem Land Mecklenburg-Strelitz, das sie bald abschaffen sollten. Mit dem Ziel der Zentralisierung wurde bereits im April 1933 durch das zweite Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich für die beiden Mecklenburg und (bis 1937) Lübeck ein gemeinsamer Reichsstatthalter mit Sitz in Schwerin bestellt, der die Aufgabe hatte, „für die Beachtung der vom Führer und Reichskanzler aufgestellten Richtlinien der Politik zu sorgen“, und der zugleich Gauleiter der NSDAP war.

Rechtzeitig zum 200jährigen Geburtstag am 30. Mai 1933 erschien die „Geschichte der Landeshauptstadt Neustrelitz“ aus der Feder Endlers. Wenig später hatte dieser ein Schreiben vom Kreisleiter der NSDAP vom 22. Aug. entgegenzunehmen, in dem die Mecklenburg-Strelitzsche Landesbücherei „gebeten“ wurde, „dafür zu sorgen, daß das Buch ‚Deutschland von unten‘ von Graf Alexander Stenbock-Fermor aus der Bücherei entfernt wird, da es sich hier um eine der üblen marxistischen Hetzbroschüren handelt, die selbstverständlich auch die N.S.D.A.P. angreift (S. 115–117). Das Buch ist für eine öffentliche Bücherei völlig ungeeignet“ (Stenbock-Fermor). Unter diesem Schreiben befindet sich ein handschriftlicher Aktenvermerk: „Herrn Karbe zur Veranlassung. Ntz. d. 26. VIII 1933. E[ndler]“ und darunter ein weiterer: „Gelesen. K[arbe]“. Karbe, der Stenbock-Fermor einst hilfsbereit bei seiner Lektüre mit Werken der Bibliothek unterstützt und seine Freundschaft gewonnen hatte, sollte nun also etwas gegen das 1931 erschienene Werk über die Bergarbeiterzeit des Grafen unternehmen, der zuvor schon aus dem Schutzverband deutscher Schriftsteller ausgeschlossen worden war und noch im gleichen Jahr vom Mecklenburg-Strelitzschen Innenministerium, das ihn 1929 eingebürgert hatte, wieder ausgebürgert wurde.

Am 13. Oktober 1933 verkündete der Reichsstatthalter Hildebrandt die Vereinigung der beiden Länder Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, die verwaltungsmäßig

vom 1. Januar 1934 an durchgeführt wurde. Schwerin wurde Landeshauptstadt für das gesamte Mecklenburg. Neustrelitz verlor die entsprechende Funktion und damit Landtag, Regierung und die zugehörigen Behörden. Das neue Land Mecklenburg hatte jedoch wie fortan alle anderen deutschen Länder nur noch eine sehr eingeschränkte Eigenstaatlichkeit. Der neue Landtag, nicht mehr gewählt, wurde noch im gleichen Jahr gänzlich abgeschafft.

In der Übergangszeit, zu Luthers 450. Geburtstag am 10. Nov. 1933, veranstaltete die Landesbücherei in Neustrelitz eine Ausstellung, die Karbe in der „Landeszeitung“ vorstellte. Sowohl die Ausstellung wie die Ausführungen Karbes scheinen symptomatisch für die Bibliothek zu sein, weil sie gut in das Bild passen, das inzwischen von ihr entstanden ist: Da ist zunächst die Traditionsverbundenheit sowie die Betonung „litterarischer Seltenheiten“. Ähnlich war Luthers schon zu seinem 400. Geburtstag anhand der Neustrelitzer Bestände gedacht worden – besonders von Latendorf, dessen Zeugenschaft auch hier wieder angerufen wird. Darin bewahrheitet sich, was der Greifswalder Bibliothekar der Bibliothek nachsagt, daß sie nämlich „ihren Hauptwert . . . in den alten Beständen (siehe)“. Und daß „deren Hauptgebiete von jeher (gesperrt von H. B.) Landeskunde und Geschichte gewesen sind“ – diese Aussage Karbes in dem Zeitungsartikel geht sogar noch weiter als Gassen, der das nur für die Gegenwart konstatiert hatte.

Ein moderner Bezug ist allerdings vorhanden: Wo Karbe, der selber Schwierigkeiten mit dem Arierparagraphen hatte, auf die ausgestellte Schrift Luthers „Von den Juden und ihren Lügen“ von 1543 zu sprechen kommt, da sagt er, sie werde „in gegenwärtiger Zeit besonderes Interesse erregen . . . , da sie unter dem Rüstzeug, daß (!) zum Kampf gegen das Judentum dienen muß, an erster Stelle zu stehen pflegt“.

In bisher kaum erklärlicher Weise werden im „Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken“ 25 (1934) plötzlich und einmalig „rd. 200 000 Bände“ für die Neustrelitzer Bibliothek angeführt. Das ist umso erstaunlicher, als das „Jahrbuch“ bisher immer noch an „rd. 140 000 Bänden“ festgehalten hatte, obgleich im „Minerva-Handbuch“ von 1929 schon von ca. 150 000 Bänden die Rede war. Noch erstaunlicher ist jedoch, daß im „Jahrbuch“ 26/27 (1936) dann ebenso plötzlich nur noch „rd. 80 000 Bde“ genannt werden. Woher die zusätzlichen 50 000 Bände 1933 auf einmal gekommen und wohin die abzüglichen 120 000 Bände zwischen 1933 und 1935/36 verschwunden sein sollen – für beide Veränderungen hat sich in der Literatur kein sicherer Anhalt finden lassen. Das Minerva-Jahrbuch macht zwar den extremen Aufschwung nicht mit, verzeichnet den Abschwung aber ebenfalls, so daß tatsächlich seit 1934/35 anscheinend nur noch von 80 000 Bänden auszugehen ist.

Bei dem Versuch, wenigstens die Bestandsminderung zu erklären, bieten sich Vorgänge an, mit denen sie im Zusammenhang stehen könnten: einmal der neuerliche und letzte Umzug der Bibliothek und zum anderen das Überwechseln des Leiters Endler mit der Verlegung und Einverleibung des Neustrelitzer Hauptarchivs ins Staatsarchiv Schwerin 1934/35. – A. Wagner schreibt (brieflich) in diesem Zusammenhang: „Auch gab es in dieser Zeit Scheiterhaufen für Index-Bücher“.

Der Umzug war genaugenommen ein doppelter: „Durch das Verschwinden des Landtages nebst Anhang waren Räume frei geworden, die es nun anderweitig zu verwenden galt. Da gelang der Stadt der große Wurf, die Sportschule für das Schloß zu interessieren und ihre Verlegung nach Neustrelitz zu erreichen. Aber die Sportschule brauchte von Anfang an viel Platz und die Bibliothek war ihr im Wege“ (Karbe). Die Folge war, daß die Bibliothek der „Sportschule“, d. h. der Deutschen Hochschule, später Führerschule des Hochschulinstituts für Leibesübungen der Universität Berlin, weichen mußte, zunächst in einen anderen Flügel des Schlosses, schließlich ins Parkhaus. Verlegt wurden auch die vorgeschichtliche Abteilung und andere Sammlungen des Museums. Das Münzkabinett freilich wurde 1934 aufgelöst und versteigert (Hollnagel).

Mit dem Hauptarchiv ging nach dem Strelitzer Staat auch seine kulturelle „Dreieinigkeit“ dahin. Das Archiv war ihr ambitiösester Teil gewesen. Der hauptsächlich darauf basierende „Mecklenburg-Strelitzer Verein für Geschichte und Heimatkunde“ löste sich auf, seine Organe stellten ihr Erscheinen ein. In dem beschwörenden Geleitwort Wittes der letzten (Doppel-)Nummer der „Geschichtsblätter“ (10./11. Jg. 1934 – 35) liest man von Mitgliederschwund und – wieder einmal – von Desinteresse der Bevölkerung.

Die Landesbibliothek ist zu dieser Zeit das erste Mal von Auflösung bedroht gewesen. Sie, die vorgeschichtliche und die geologische Abteilung des Landesmuseums, die Bereiche Karbes, waren fortan im P a r k h a u s (Parkstr. 3) und seinen Nebengebäuden untergebracht – für die Bibliothek das letzte Domizil ihres Bestehens, ein ehemals großherzogliches Palais, das nach dem Tode der Großherzogin Elisabeth, der Frau des vorletzten und Mutter des letzten Landesherrn, 1933 freigeworden war, am Rand des Tiergartens schön, aber etwas abseits gelegen.

Fortsetzung folgt

Aus meinem Leben

Von Heinrich Friedrich Ludwig Meyer Geheimer Hofrat in Neustrelitz

Geb. 8. 4. 1837 – Gest. 10. 7. 1910

1856 – 1858

Einleitung

Es war gegen Ostern im Jahre 1856, als ich mich zum Abiturienten-Examen meldete. Ich hatte bis dahin die Elementarschule und das Gymnasium Karolinum zu Neustrelitz, meiner Vaterstadt, vom 5. Jahre meines Lebens an besucht. Mein Leidensgefährte in jener verhängnisvollen Zeit war Max Rakow, ein so närrischer Kautz, daß er nicht wenig auf der Schule von seinen Kameraden aufgezogen wurde. Seit einem Jahre war ich Primus von Prima gewesen. Unser Wunsch das Examen glücklich zu überstehen, sollte aber vereitelt werden. Wir hatten schon unser schriftliches Examen oben auf der Schulbibliothek gemacht, standen aber auf Zureden des Herrn Schulrath R ä t t i g vom mündlichen ab und bequemten uns, noch $\frac{1}{2}$ Jahr lang dem Stande der Pennäler anzugehören. Doch hatte auch dieser Verzug, der mich nötigte noch $\frac{1}{2}$ Jahr länger fürs erste in Neustrelitz zu verweilen, etwas angenehmes für mich. Einmal hatte ich das Vergnügen, wenigstens das halbe Jahr hindurch mit Carl Plaemecke, Sohn des Gastwirths Herrn Plaemecke in Feldberg, dem ich den Namen „Vetter“ gegeben hatte, und Hermann G o e t z e, Sohn des Pastors Herrn Goetze in Grünow, die beide sehr intime Freunde und mir theuer waren, in einer Klasse zusammen zu sein.

Dann aber ereignete sich im Sommerhalbjahre von 1856 eine für mich sehr erfreuliche wie für unsere ganze Familie sehr wichtige Sache. Der Bruder meiner Mutter, mit Namen Adolf, kam nach 15jähriger Abwesenheit aus Amerika zum Besuche nach Europa. Er hatte die meiste Zeit hindurch in Mexico, besonders in der Stadt Guadalajara, gelebt und Geschäfte gemacht in Kompagnie mit Herrn B a r é. Er kam zur silbernen Hochzeit meiner Tante Fanny, die an einen Kaffeemakler, Eduard Meyer mit Namen, verheiratet war. Die Aufregung von der Hochzeit aber und die große Freude über die Ankunft ihres Bruders hatte die schlimme Folge, daß meine gute Tante, die stets an Überreizung der Nerven litt, in eine Art Wahnsinn verfiel, von dem sie bis jetzt, Gott sei Dank, fast ganz wieder hergestellt ist.

Nachdem ich selbst den mir bis dahin unbekanntem Onkel Adolf Lemmen kennengelernt, als er bei uns zu Besuche war, reiste er wieder nach Hamburg, um am 1. September nach Amerika zurückzukehren. Ehe dies aber noch geschah, hielt er schriftlich um die Hand meiner ältesten Schwester Fanny an, es war gerade an ihrem Geburtstage den 23. August 1856, und erhielt das Jawort von ihr, nachdem sie nebst der Mutter auf 8 Tage nach Hamburg hinaufgereist waren. Er reiste darauf glücklich ab, um sobald als möglich wiederzukehren und Hochzeit zu machen.

So war bald ein halbes Jahr verschwunden, und das Examen war vor der Thüre. Außer Rakow hatten sich jetzt aber noch dazu eingefunden – ich nenne die Reihenfolge, in welcher wir in der Schule saßen – Carl B e c k s t r o e m, Sohn armer Eltern, die eine Schankstube oben in der Glambeckerstraße hatten; Emil H o l l a n d t, Sohn des Herrn Registrator Hollandt, ein kleiner, unansehnlicher Patentschuster, der in der letzten Zeit den Namen „Don Juan“ von den Strelitzern erhielt, weil er eine Liebschaft mit einer Erzieherin beim Minister von Bernsdorf, Miss Herriet Fletscher genannt, gehabt haben sollte; Dorius Goebel, ein Sauertopf, wie Prof. Scheibe sich auszudrücken pflegte; Fritz Gundlach, Sohn des Buchbinders Gundlach, und Antiquar, ein echter Pappstoffel; Louis K r u e g e r, ein Mensch von nicht ganz reinem Charakter; Albert W a g n e r, Sohn des Barbiers Wagner, ein guter Mensch, aber wegen seiner langen Haare und zuweilen etwas sonderbaren Wesens oft

geneckt, und endlich Max Koepfel, Sohn des Herrn Rat Koepfel. Alles ging diesmal glücklich von Statten, nur Max Koepfel hatte das Unglück, durchzufallen. Er holte es aber zu Ostern 1857 nach und ging nach Bonn, um Medicin zu studieren. Sämtliche andern, mit Ausnahme von C. Beckstroem, der nach Erlangen ging, um Theologie zu studieren, und A. Wagner der sich in Greifswald den medicinischen Studien widmen wollte, zogen nach Berlin. Krueger und Goebel, um Medicin zu studieren; wir übrigen Vier legten uns auf das Rechtsstudium.

Auch war mir dadurch, daß ich gezwungen wurde, ein halbes Jahr länger das Gymnasium zu besuchen, die große Freude vorbehalten, das 50jährige Jubiläum unserer Schule mitzufeiern und als primus omnium mancherlei Anstalten dazu zu treffen, weil wir Schüler am Abend des 9. Juni, an welchem Tage jenes Fest stattfand, im Schützenhause einen Ball arrangiert hatten, auf welchem 400 – 500 Personen erschienen waren.

Am 16. Oktober 1856 verließ ich Neustrelitz und begab mich mit der größten Spannung nach Berlin, nachdem die übrigen Kollegen schon einige Tage früher gereist waren.

10. Mai 1857

Michaeli 1856 – Ostern 1857

Der 10. Mai war ein Sonntag. Der Sonntag nun, so lehrt die Erfahrung, ist stets der langweiligste Tag der ganzen Woche. Das kommt daher, weil alle alltägliche Beschäftigung aufgehört hat und wegen des Gottesdienstes die Geschäfte ruhen. Alles verhält sich still bis zum Nachmittage, wo dann bei schönem Wetter die Straßen Berlins von Menschen wimmeln, die begierig die Vergnügnungsanzeigen an den bunt beklebten Anschlagssäulen lesen und sich von einer jedenfalls verlocken lassen. Man könnte ja, möchte man sagen, am Vormittage die Kirche besuchen. Aber wie es ein junger Mann damit hält, kann sich jeder, der einst jung gewesen ist oder noch ist, selbst sagen. Bis jetzt habe ich allerdings den Dom ein paar Mal besucht, einmal natürlich von meiner Tante Hogoll und deren Tochter Marie dazu bewogen, ein ander Mal von einem jungen Amerikaner, der den lutherischen Gottesdienst – er gehörte der Episkopalkirche an – kennen lernen wollte, überredet. Auch die katholische Kirche habe ich einmal mit jenem jungen Manne besucht. Was hatte dies aber für einen Grund? Es war offenbar Neugierde. Auch muß ich hinzufügen, daß an jenem Morgen in dem Dom Herr Hofprediger Strauß predigte, aber so trocken dabei war und so salberte, daß ich es dem Amerikaner, der der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig war, nicht verdenken konnte, wenn er zum Hinausgehen trieb. Dieser letzte Kirchenbesuch fiel in die Weihnachtsferien.

Da ich nun die Sonntagvormittage gewöhnlich zum Arbeiten oder Lesen verwende, bis ich mich um 11 Uhr in den Sonntagswichs werfe, gewöhnlich zu A. Lorenz gehe, mit ihm bei Wiegant (Ecke der Charite und Karlstr.) zu Mittag speise, ihn zum Kaffee Baier, wo er mit seinen Heidelbergern einen Skat spielt, begleite und dann zu bummeln anfangen; so setze ich mich auch heute morgen hin, um die Fortsetzung dieses Tagebuches zu schreiben.

Ich kam also am 17. Oktober, morgens gegen 6 Uhr, in Berlin an. Nachdem ich gleich auf dem Posthofe Rudolf von Oertzen, Sohn des Herrn Oberförster von Oertzen in Mirow, angetroffen hatte, der nach Tarandt weiterfahren wollte, wo er Forstwissenschaft studierte, schmiß ich mir für einen halben Dill eine Nachtdroschke aus und fuhr in die Leipzigerstraße Nr. 100, wo ich bei einer Wittwe, mit Namen Frau Rechnungsrätin Miezlaß, durch Carl Piepers Vermittlung eine Stube zur Miethe bekommen hatte. Ich wurde freundlich empfangen, auch stets so behandelt und konnte nie über ihr Benehmen gegen mich klagen, zumal ich theils durch sie theils durch C. Pieper wiederum in der Familie ihres Herrn Schwiegersohns, Prf. Streichenberger, d. h. Prf. der Bildhauerkunst, eingeführt wurde. Dies war eine wohlhabende, sehr artige und ziemlich vornehme Familie, welche neben den Eltern nur eine Tochter, Olga genannt, zählte. Sie wohnte Bellvuestr. 7, wo sie ein eigenes Haus hatte. Außerdem hatte ich ja in Berlin in der Mohrenstr. 13 und 14 zwei Schwestern meines

Vaters wohnen, in der Wilhelmstr. einen Vetter von meinem Vater, mit Namen Wilhelm Kroll, der eine Anstellung auf dem Rathhause hatte. Sonst hatte ich noch an Bekannten den königlichen Schauspieler *Bethge*, der früher am großherzoglichen Theater in Neustrelitz angestellt war und sich am 17. August 1855, wenn ich nicht irre, mit der Tochter des damaligen Hofmundschenks, jetzt Hofkellermeister *Selmer*, verwittwete *Bredow* verheiratete: ferner Herrn Stadtrath *Appelins* (Holzmarkt 53), bei dem ich durch die früher in Neustrelitz mit seinen beiden ältesten Söhnen, Hermann und Oscar, geschlossene Bekanntschaft eingeführt wurde; später im Anfange des März 1857 wurde ich auch noch näher bekannt mit der Familie *Lawitzky*, da der Sohn des alten *Selmers*, Carl, Kaufmann in Hamburg, zum Besuch und gewisser Einkäufe wegen hier war.

Andere Familien, in welchen mich Tante Minna einführen wollte, lernte ich bis jetzt nicht kennen. Da außerdem, wie es hier gewöhnlich Sitte an der Universität ist, die Vorlesungen 8 Tage wenigstens nach dem gesetzlichen Schlusse der Ferien beginnen, diesmal also am 23. Oktober, so hatten wir volle 8 Tage Zeit, Berlin einstweilen oberflächlich kennen zu lernen, wobei wir von dem schönsten Wetter begünstigt wurden. So war also mein Eintritt in Berlin für mich sehr angenehm und heiter.

Am 20. Oktober, einem Montage, ging es nun an die Arbeit, und hörte ich bei Herrn Prf. *Rudorff* Institutionen und Geschichte des rö. Rechts, auch den rö. Zivilprozeß, bei Herrn Prf. *Stahl* eine Vorlesung über Lehre und Wesen der jetzigen Partheien im Staat und Kirche. Die beiden ersten Vorlesungen waren täglich von 9–11, jedoch fiel die rö. Rechtsgeschichte am Mittwoch und beide Stunden Sonnabends ganz weg; erst gegen Ende des Semesters wurden weggefallene Stunden hinzu genommen, um noch am 14. März 1857 zu Ende zu sein. Es waren die Privatvorlesungen, während die beiden andern genannten öffentliche waren. Der rö. Zivilprozeß wurde Dienstags und Freitags von 5–6 gelesen und *Stahl* las Mittwochs und Sonnabends von 6–7. Die letzte Vorlesung zählte wenigstens gegen 200 Zuhörer und fand im Aud. 6 statt, während die beiden ersten im Aud. 1, die dritte im Aud. 13a war. Prf. *Rudorff* ist jedenfalls ein sehr gelehrter Mann, dh. er weiß viel, und weil er vielleicht zeigen will, wie viel er weiß, giebt er eine Masse Material, welches dem Anfänger oft etwas unverständlich ist. Ferner hat er den Fehler, sich öfter zu wiederholen und zwar dann, wenn er auf einem Gegenstand, den er schon besprochen hat, gelegentlich zurückkommt, so daß man einzelne Partien gewiß behalten muß, ohne sie gehörig studiert zu haben: andererseits ergeht er sich auch häufig in allgemeinen Redensarten, die er immer und immer wieder anbringt, z. Bsp. „dieser Zustand des Rechts paße jedoch nicht mehr für den erweiterten Verkehr“, oder „Rom war jetzt eine Weltstadt geworden“ und dergleichen mehr. Zuweilen machte er auch Witze, die aber jedes Mal etwas equiwagen und pikant ausfielen; am meisten lachte er selbst darüber. Er soll jedoch ein ausgezeichnetes Latein sprechen, was ich nie Gelegenheit hatte zu hören. Nach meiner Meinung hatte er mit Herrn Hofrath *Bahlcke* in Neustrelitz große Ähnlichkeit; doch war er größer und glich oft einem gehetztem Wilde, da er mit vorgestrecktem Hals lief, daß ihm der Schweiß nur so herunter floß. Er kam auch oft zu spät in die Vorlesungen.

12. Mai 1857

Prf. *Stahl* dagegen, dessen Aussprache an jüdische Abkunft erinnert, hat einen sehr deutlichen, fließenden und gut gewählten, kurz in jeder Beziehung ausgezeichneten Vortrag. Seiner Figur nach ist er klein und schwächlich. Auch ist seine Stimme nicht allzu stark und greift ihn das längere Sprechen, besonders vor einer zahlreichen Gesellschaft, sehr an. So hielt er sich auch in seiner oben bezeichneten und stark besuchten Vorlesung stets ein großes Glas Wasser, womit er ab und zu in gewissen Kunstpausen seine Stimme erneuerte.

24. Mai 1857

Die übrigen Docenten und Professoren, die ich kenen gelernt habe, nenne ich nur kurz bei Namen. Also von *Raumer*, der über Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts las. Er hatte einen gemüthlichen Vortrag, doch war seine Aussprache echt berlinisch, dh. er sprach das St



Personen zum Ahnenbild der Familie Zander.

Hint. Reihe, von links: 1. Paul Zander, geb. 1. 11. 1843; 2. Hermann Zander, geb. 4. 2. 1857, gest. 15. 3. 1941. 3. Dr. Otto Zander, Apotheker in Neustrelitz, geb. 1852, gest. 1915.

Vordere Reihe, von links: 1. Heinrich Meyer, Geh. Hofrat in Neustrelitz, geb. 8. 4. 1837, gest. 14. 7. 1910. 2. Sohn Ernst Meyer, 3. Marie Meyer, geb. Zander, geb. 10. 10. 1844, gest. 18. 1. 1928. 4. Großmutter Adeline Zander, geb. Hartwig. 5. Großvater Otto Zander, Apotheker in Neustrelitz, geb. 1817, gest. 1889. 6. Pauline Doubberk, geb. Zander, geb. 1851, gest. 1. 8. 1929. Neustrelitz 1872.

recht roh wie scht und das G wie ein J aus. Ferner nenne ich Gneist, in welchem ich eine Ähnlichkeit mit dem Kaufmann Herrn Ferdinand Lehmann der noch vor Weihnachten 1856 das Linickesche Geschäft gekauft hatte und in Begleitung von dem Schützenhauspächter Herrn K. Bräuner in Berlin und Frankfurt Einkäufe machten.

Ihre Anwesenheit in Berlin gab Veranlassung, eine Nacht im Orpheum zu verbummeln, da sie am Abend vorher nicht mehr mit der Post fortkommen konnten und sich für den kommenden Morgen einschreiben ließen, was ihnen, namentlich Herrn F. Lehmann, beinahe ebenfalls fehlgeschlagen wäre. Um auch dies hier gleich zu erwähnen, K. Bräuner starb noch vor Ostern im Jahre 1857 an einem Halsübel. Ferner Kranichfeld, der über die Theorie des wahren Lebens las und zum Mäßigkeitsverein gehören soll; er ist Mediciner. Dann von Keller, eigentlich Keller v. Steinbock geheiß, nach allgemeiner Aussage der vortrefflichste juristische Docent an der Berliner Friedrich Wilhelms Universität. Dann Trendelenburg (?), der Prorektor von Michaeli 1856 an war, ein Verwandter von meinem Großonkel Rahne, auch Richter, der Dekan von der juristischen Fakultät; Ehrenberg, Dekan der medicinischen Fakultät für das Jahr von Michaeli 1856 – 1857, den ich bei einer Doktorpromotion des Herrn Mediciner Oswald, Julius Friedrich Menzel und bei der Inmatrikulation gesehen habe; Schultz-Schultzenstein, der in der Enzyklopädie der medicinischen Wissenschaft diese vor allen übrigen auf eine ganz unhaltbare Beweisführung sich stützend herausstreichen wollte; Piper, Prof. der Theologie, ein Vetter von dem Regierungsrat Piper in Neustrelitz; Hirsch, Prof. der Geschichtswissenschaft, der einen sehr fließenden und anziehenden Vortrag hat, was mich auch bewog, im Sommerhalbjahr 1857 eine öffentliche Vorlesung über historische Litteratur des Mittelalters bei ihm anzunehmen; Dore, welcher eine sehr besuchte Vorlesung über Meteorologie hielt, d. h. im Winter 1856/57; Heidemann, ein junger Mann, der in jenem Winter über Naturrecht las, doch hat mir sein Vortrag – er diktierte – nicht sehr gefallen; Berner, der im Sommer 1857 über deutsche Reichs- u. Rechtsgeschichte Vorträge hielt. Obgleich sich letzterer eines ziemlich bedeutenden Rufes in Folge seiner Schrift über Zurechnungsfähigkeit im Kriminalprozeß erfreut, so hat er doch auf mich nicht den einem solchen Rufe entsprechenden Eindruck gemacht. Denn er spricht sehr leise und schleppend, so daß er etwas sehr Nüchternes und Langweiliges in seinem Vortrage hat. Auch den jungen Pernice, Dr. jr. sah ich öfters und konnte ihn mit unserm Lehrer L. Milasch (Tüffel) vergleichen; ferner Michélet, der in seiner Vorlesung über Logik die eigentümlichsten Geberden zu Tage brachte, so daß wir die ganze Stunde hindurch nicht aus dem Lachen kamen; Koepke, ein kleiner buckliger Mann, der über deutsche Literatur seit Schiller las und einen eintönigen, aber fließenden Vortrag hatte. Zum Schlusse dieser Reihe nenne ich noch Herrn Prof. Guhl, auch einen kleinen und buckligen Mann, der besonders in archäologischen Wissenschaften glänzte, und Herrn Dr. Keil, Lehrer am Werderschen Gymnasium und Dozent an der Universität, einen Verwandten von Herrn Pastor Kindler aus Kladrup, nämlich einen Schwestersonn desselben; ich machte die Bekanntschaft dieser beiden in einer am Himmelfahrtstage (21. Mai 57) von Tante Minna gegebenen Gesellschaft.

Nachdem ich so den Hergang meiner Einführung als Student in Berlin erzählt habe, will ich mich nicht näher darauf einlassen, wie fleißig ich etwa gewesen bin – denn jeder möchte wohl anderen gegenüber sich seines Fleißes, und wenn es ihm auch ganz und gar daran fehlt, rühmen – auch nicht, was ich alles gesehen habe – denn ein Fremder wird, wenn er in Berlin anwesend ist, das Sehenswerthe nicht unbesehen lassen –; kurz, ich will hier nicht einen Kalender mit Anmerkungen für den Winter 1856/57 geben, sondern nur schnell noch zweierlei erwähnend, beginne ich dann die Beschreibung des zweiten Semesters.

Erstens wollte ich hervorheben, daß ich in den Weihnachtsferien welche gerade wie die Schulferien 14 Tage dauern, nicht wie die übrigen Neustrelitzer nach Hause reiste. Ich würde für diese kurze Zeit, wo eben auch meine Eltern alle Hände voll zu tun haben, nicht viel Vergnügen in der Vaterstadt gehabt haben. Das Leben in der Weihnachtszeit hier in Berlin gab mir Zerstreung und entriß mich aller trüben Gedanken und Stimmungen – es war das

erste Mal, daß ich das schöne Weihnachtsfest außerhalb des väterlichen Hauses erlebte –. Am Heiligen Abend war ich zur Bescherung auf eine gute Stunde bei Tante Hogoll – Tante Minna lag im Bett krank und erhielt $\frac{1}{2}$ Dutzend leinene Taschentücher und eine Visitenkartentasche von meiner Cousine Marie Hogoll. Als beide später zur Familie Pfeifer, um dort die Bescherung mit anzusehen, hinaufgingen, wandte ich meine Schritte nach Bethges, von denen ich an jenem Abend eingeladen war. Dort fand ich einen Weihnachtsbaum, wie es bei uns zu Haus Sitte ist, und mehrere Bekannte und Freunde von Bethges. Am ersten Weihnachtstag war ich bei Tante Hogoll, am 2. bei Bethges und am Neujahrstage bei meiner Frau Wirthin, der Rechnungsrätin zu Tisch.

Dann wollte ich noch des großen Fackelzuges, welcher zu Ehren des Prf. Herrn Dr. Boegk stattfand, Erwähnung thun. Derselbe feierte nämlich am 15. März 1857 sein 50jähriges Doktorjubiläum, und es wurde daher in einer Debatte der Studenten, welcher ein gewisser stud. phil. Tempelteg angeregt hatte, und in welcher sich ein stud. jur. Lion durch seine dummen und pathetischen Redensarten zur allgemeinen Heiterkeit sich auszeichnete, ausgemacht, dem Jubilar am 14. März abends einen Fackelzug zu bringen und ein Gratulationsschreiben zu überreichen. Der Beitrag betrug 25 Sgr. und es fanden sich ungefähr 400 – 450 Teilnehmer. Der Zug setzte sich um 8 Uhr von dem Universitätswäldchen aus in Bewegung: voran ein Musikchor, dann die Liedertafel, an welche sich M. Rakow angeschlossen hatte, – als Abzeichen trugen die Sänger einen roth silbernen Stern auf der Brust, welchen jener in den Osterferien in Neustrelitz aus Renommage zum Bierzipfel umgewandelt hatte –, sodann in Wagen das Komitee mit der Gratulationsadresse, hierauf mehrere Korps in Farbensmuck und endlich andere gewöhnliche Studenten, unter denen K. Piper und ich uns befanden – dicht vor uns ging L. Krüger, – Dann erneuerte sich der Zug noch einmal, indem wieder ein Musikchor, Korps und andere Studenten kamen. Als der Zug aus der Universitätsstraße hinaustrat, bewegte er sich mit der der Universität gegenüberliegenden Seite der Linden der Wilhelmsstraße zu, diese entlang bis zur Leipzigerstr. aus dem Potsdamer Thore hinaus in die Linkestraße, wo ungefähr in der Mitte der Jubilar wohnte. Nachdem die Fackelträger einen Kreis geschlossen hatten, sang die Liedertafel ein von einem Studenten, dem Sohn des Direktors Beller mann am grauen Kloster, wenn ich nicht irre, verfaßtes Gedicht; dann folgte das allgemein gesungene Lied: „vom hohen Olymp herab“ usw., dann ein griechisches, welches wieder von der Liedertafel gesungen wurde und aus 2 Strophen bestand, wovon die eine fast wörtlich aus dem Ajax des Sophocles genommen und die andere dieser als entsprechende ebenfalls von einem Studenten nachgebildet war. Den Schluß bildete das Lied: „Gaudeamus“ etc. Zwischen diese einzelnen Lieder fiel die Überreichung der Adresse, die Danksagung des Herrn Professors und die Ausbringung eines Lebehochs auf den Jubilar. Die Fackeln wurden dann am Ende der Linkestraße beim Kanal verbrannt. Alsdann zogen viele von den Teilnehmern in's Odeum, um die Nacht mit einer Kneiperei hinzubringen. G. Piper und ich gingen nach Hause, reinigten uns von dem uns anhaftendem Rauche und verfügten uns in das Orpheum, auch Scharf oder Orpheus genannt, wo wir Herrn Schroeder trafen und die Nacht bis zur Abfahrtszeit nach Neustrelitz blieben.

18. Juni 1857

Daselbst angekommen brachte ich die Ferien in gewohnter Weise zu, reiste nur auf 8 Tage, vom Sonnabend vor Ostern bis zum Montag nach diesem Feste, nach Laeven, um noch einmal in den Ferien mit G. Herzberg zusammen zu sein. Er war zum 1. April 1857 vom Oberförster Kämpfer, bei dem er nach seinem Abgange von der Schule 2 Jahre, um von Ostern 1857 in Neustadt-Eberswalde Forstwissenschaft zu studieren, von derselben eine praktische Anschauung sich angeeignet hatte, sodann kehrte ich am 26. April, einem Sonntage, mit F. Schweppe, der vom Militär entlassen war und seiner Schwester in Toxorse einen Besuch bis Johannis machen wollte, nach Berlin zurück.

Nachdem ich mich bei A. Lorentz der schon am Morgen mit mir abgefahren war, und zwar in Begleitung des Apothekers Reinhardt, der sich in Berlin von dem jungen Augenarzte Graefe vom grauen Staar kurieren lassen wollte und vor mehreren Wochen von heute angerechnet auch wirklich geheilt ist, einquartiert hatte (Karlstr. 4), ging ich selbst auf Zimmerjagd aus. Gegen Mittag fand ich endlich eine, die ich gleich beziehen konnte und die Miete bezahlte per Monat, in der Georgenstraße 29, 3 Treppen links, beim Schneidermeister Fuchs. Sehr erwünscht war mir die Nähe der Universität. Meine alte Wohnung in der Leipziger Straße hatte ich theils wegen der Entfernung von der Universität – hier ging ich $\frac{1}{4}$ Stunde, von meiner neuen Wohnung 5 Minuten –, theils wegen der einfenstrigen, nach dem Hofe hinaus gehenden Stube, in der schlechte Möbel und das Sofa zugleich Bett waren, aufgegeben; auch sparte ich ja die Ferien hindurch die Miete. Zunächst wurden einige Tage mir F. Schwappe, Theo Völlner, bei dem er logierte, gebummelt und dann ging es in die Kollegia. Ich belegte 1. deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte bei Herrn Prf. von Richthofen und 2. Kirchenrecht und Eherecht bei Herrn Prf. Stahl und 3. endlich geschichtliche Literatur des Mittelalters bei Herrn Prf. Hirsch. Jene beiden ersten Vorlesungen waren privatim, die beiden letzten öffentlich. Eigentlich wählte ich v. Richthofen auf G. Pipers Empfehlung, und weil ich meinte, Bernerlese in einem sehr kleinen Auditorium (No. 14) und ich dann nie schwenzen könnte; aber ich fühlte mich ganz befriedigt in meiner getroffenen Wahl, als ich Berners Langweiligkeit eingesehen hatte und in der von Richthofenschen Vorlesung einem jungen Schroeder aus Treptow a. Toll., den ich schon früher daselbst während eines Besuches in Schmiedenfelde beim Gutsbesitzer Richter kennen gelernt hatte, wiederfand; übrigens war von Richthofen gar nicht so langweilig, und einige sonderbare Manieren, wie das Blicken aus dem Fenster oder gegen die Decke und das Abwischen des aus dem Munde fließenden Speichels, abgerechnet gefiel er mir nach und nach immer mehr, besonders wegen seiner Deutlichkeit. Was ich von Stahl und Hirsch zu sagen hätte, stimmt mit dem schon bemerkten überein und will ich es daher nicht nochmal wiederholen.

Reise nach Prag, der Sächsischen Schweiz und Dresden

Unter dem fleißigen Besuchen der genannten Vorlesungen verstrich die Zeit schnell. Die Bäume, die schon bei meiner Ankunft in Berlin grüne Sprößlinge und Blätter getrieben hatten, so daß es mir vorkam, als wäre die Vegetation hier in Berlin schon viel weiter als bei uns, zeigten sich bald in ihrem vollen Blätter- und Blütenschmuck. Die Linden gewährten den Fußgängern Schatten, der Thiergarten bot demjenigen, der des Berliner Staubes überdrüssig war, eine erquickende Zuflucht dar, und während bei dem schönen Wetter im Februar die Sonnenseite der Linden nachmittags von unzähligen Spaziergängern gesucht und belebt wurde, floh man dieselbe jetzt und suchte die Schattenseite.

Die Hitze, die die Sonne bald zum Übermaß spendete, und die in diesem Sommer bis Anfang Juli so konsequent anhielt, daß die Straßen Berlins wegen des gänzlichen Regenmangels ausgedörrt waren und einen belästigenden Sand dem Spiele des Windes darboten, brachte denn endlich den Entschluß, zu dem die Zeitungen wiederholt aufforderten, an den Tag, daß man die Straßen, namentlich die Hauptstraßen, mit Wasser besprengte; ein Geschäft, welches der Feuerwehr übertragen wurde. Als nun so das Pfingstfest vor der Thüre war, die Professoren ihre Vorlesungen auf 8 Tage ausgesetzt hatten, die Eisenbahnen ihre Extrafahrten angekündigt hatten, war mein Entschluß, eine Reise nach der sächsischen Schweiz zu machen, gereift und in Gemeinschaft meines Reisegefährten A. Lorentzens, wurden die Anstalten dazu getroffen.

Bädeckers Deutschland, eine kleine Reisebeschreibung der sächsischen Schweiz, welche Adolf's Vater auf seiner Reise dahin gekauft hatte, lieferten uns den Plan der im wesentlichen dahin ging, zuerst Prag zu besuchen, dann den Weg durch die Schweiz zu machen und

endlich Dresden zu besehen. Einige Notizen, die von mir gezeichneten Pläne von Prag und Dresden aus dem Bäder und die Reisebeschreibung der Schweiz waren unsere Führer. Vorher war die Besorgung unserer Pässe notwendig. Auf Grund unseres Reisescheins, den wir nach Berappung von 5 Sgr. erhielten, bekamen wir unsere Pässe auf der Registratur der Universität am Freitage vor Pfingsten. Obgleich wir schon am Donnerstage die Reisescheine in der Tasche hatten, so verbummelten wir diesen Tag gänzlich. Auf den Scheinen stand nämlich die Bemerkung, daß bei Reisen außerhalb der Preußischen Staaten, ein Reisepaß bei der Polizeibehörde eingeholt werden müsse. Aber dieselbe wollte uns keine ausstellen, weil wir Ausländer seien und unseren eigenen Paß auf der Universität hätten. Als wir nun dorthin gegangen waren, war es für heute zu spät. Am anderen Tage war dann nichts eiligeres zu thun, als unsere Pässe abzuholen, welche wir nach Vorzeigung des Reisescheins und der Erkennungskarte erhielten. Jetzt ging es sporne strickens nach der Poststraße Nr. 16, Ecke des Mühlendamms, auf das Polizeibureau, wo wir nach 1½ Stunde die Visa bekamen, sodann zum Stellvertreter des mecklenburgischen Gesandten, Behrenstr. 71, und da dieser verreist war, zum sächsischen Gesandten, dessen Stellvertreter wieder Wilhelmstr. 74, der uns auch zugleich das Visum für Sachsen gab, und endlich um 1 Uhr mittags, nachdem A. L. noch von 12–1 im Kolleg gewesen war, zum österreichischen Gesandten, der uns auf den Nachmittage zwischen 4 und 5 wieder zu sich bestellte. Übrigens waren die Gesandten nie selbst anwesend, sondern nur ihre Sekretäre. So konnten wir dann am Abend unsere Sachen ruhig in eine Reisetasche und in eine Umhängetasche einpacken und am Sonnabendmorgen damit zum Anhaltischen Bahnhof aufbrechen. Außerdem hatte A. L. sich ein Plaid von G. von Grävenitz gepumpt, womit er während der ganzen Reise nicht wenig paradierte, und ich mir einen grau-braunen Filzhut durch W. Croll (Wilhelmstr. zwischen der Koch- und Anhaltstr.) besorgen lassen, der mir 2 Thaler kostete.

10. Juli 1857

Nachdem ich Adolf Lorentz um 6 Uhr früh – es war der Sonnabend vor Pfingsten, den 30. Mai 1857 – aus seinem Hause abgeholt hatte, eilten wir durch die Luisen-, neue Wilhelms- und große Wilhelmsstraße zum Anhaltischen Bahnhofe. Ich unternahm die Besorgungen zweier Billette für die 3. Klasse. Es läutete schon zum 2. Male, ja der Zug ging fort, und ich hatte soeben erst die Billette, nachdem ich viel hin und her gestoßen und gequetscht war, erhalten. Sie kosteten zusammen für Hin- und Rückfahrt zwischen Berlin und Dresden 4 Thaler 20 Sgr., da es ein Extrazug war, mit dem wir fuhren.

Wir konnten wohl mit Bestimmtheit voraussehen, daß wir nicht am nächsten Freitage schon wieder zurückkehren würden, da wir noch nach Prag wollten, hatten aber die Hoffnung, unsere Billette für die Rückfahrt, obwohl es eigentlich verboten ist, zu verkaufen. Es glückte uns aber nur mit dem einen, welches uns Waldaestel, stud. phil., aus Neubrandenburg, ein Sohn des dortigen Professors am Gymnasium, in Herrnskretsch für den halben Preis abnahm, da er sein Extrabillett selbst verkauft hatte, aber doch ein anderes gern wieder haben wollte. Als wir dann endlich in einem Waggon saßen – es war ein zweiter Zug vorgeschoben, der sich mit dem ersten in Roederau wieder vereinigte – und unsere Reisegesellschaft betrachteten, machte es sich sehr bald, daß wir mit ihr bekannt wurden, namentlich mit einem Hauptmann a. D. von Schmidt nebst Gemahlin aus Krewitz bei Schwerin; sie war eine geborene von Wichede aus Rostock. Außerdem befanden sich darunter ein junger Landmann, ebenfalls ein Mecklenburger, ein anderes Ehepaar, wovon die Frau auch aus Mecklenburg war, sodann noch 3 andere Herren; doch habe ich die Namen der übrigen nicht erfahren. Wir fuhren über folgende Hauptstationen: Jütebock, wo die Bahn nach Dessau und Koethen abgeht, und Röderau, wo die Leipziger Bahn beginnt. Um 1 Uhr gelangten wir in Dresden an, vorher konnten wir schon die Gegend von Meißen und die schon ziemlich schönen Elbufer liegen sehen. Der Prager Zug, mit dem wir gleich weiterfahren wollten, war schon eine halbe Stunde vorher abgegangen; wir entschlossen uns deshalb, mit dem Dampfschiff „Franz Josef“ von der neuen Brücke gleich bis Tetschen unsere Reise fortzusetzen.

Unterwegs hatten wir noch Studenten von Berlin getroffen: Wilhelm P a l o , der auch seit Michaeli 1856 Jura in Berlin studierte, Herr P a r k e r , einen Amerikaner und Herrn L i t t o , seinen Landsmann. Den ersteren hatte ich durch Herrn Edward Wittingham Thomas aus Charlstown in Südkarolina, der das Wintersemester in Berlin Jura studierte und im Anfange des Aprils 1857 nach Paris ging, kennengelernt. Letzteren durch Parker wieder. Diese drei reisten auch in Gesellschaft mit noch mehreren anderen nach der sächsischen Schweiz. Der erste Eindruck, den Dresden auf mich machte, war nicht besonders. Ich hatte mir eine Stadt im modernen Stil mit neuen eleganten Häusern gedacht und fand schwarze, von Kohlendampf bedeckte Häuser, theilweise enge Straßen mit schlechtem Pflaster; auch die Brühlsche Terrasse, von der man so viel rühmt, erschien mir vom Dampfschiffe aus dieses Ruhmes wenig werth zu sein. Allerdings sollte ich bei unserer Rückkunft und Anwesenheit in Dresden eines Andern belehrt werden.

So gelangten wir, durch die sächsische Schweiz hindurchfahrend, um 9 Uhr abends in Tetschen an. Unterwegs hatte ich in Schandau bei der Paßrevision ein junges Mädchen aus Pirna, mit Namen Alvine Naumann, kennen gelernt, und weil sie mir sehr gefiel, wick ich bis zu unserer Ankunft in Tetschen keinen Augenblick von ihrer Seite. Wer weiß, ob ich sie je wiedersehen werde! In Tetschen gingen wir in einen Gasthof am Markt, ich glaube „zum goldenen Stern“ genannt, trafen daselbst 3 Herren aus Berlin, wovon der eine verheiratet und bucklig war; ferner gehörte zu ihnen ein ziemlich junges Mädchen und ein Student aus der Lausitz, der allein nicht recht wußte, ob er sich noch zu den Studenten rechnen sollte oder nicht, und die erstgenannten auf dem Dämpfer, wie Adolf sich auszudrücken pflegte, kennen gelernt hatte. Jene Herren forderten uns auf, sie späterhin bei Lippo im Friedrichshain aufzusuchen, doch sind wir vergebens dort gewesen, obwohl sie meinten, sie wären jeden Abend dort.

Beim Abendbrod, das gleich durch eine halbe Flasche Ruster Ausbruch gewürzt wurde, wurden nun viele Witze losgelassen, viel gelacht besonders über die korrupten Ansichten des Lausitzer, der viel von Metrick und Rhythmus quasselte. Auch genossen wir nach dem Abendbrod sehr schönes böhmisches Bier. Um 11 Uhr trennten wir uns alle, Adolf und ich gingen nach Erlegung zweier Kreuzer – wir hatten uns in Tetschen österreichisches Geld umgewechselt – über die Elisabeth Kettenbrücke nach Bodenbach, kempierten dort bis 3 Uhr morgens in der Eisenbahnrestauration, wo viel Verkehr war, und fuhren dann bis 7 Uhr nach Prag. Die Gegend der Elbe, besonders von Tetschen bis dicht hinter Aussig, und in der Moldau, die ungefähr bei Leitmeritz beginnt, ist sehr schön und bot sich unsern Blicken deutlich dar, da die Bahn immer längs des Flusses hinging. In Tetschen selbst befindet sich ein Schloß, welches auf einem Felsen an der Elbe liegt, nebst Schloßgarten, der sehenswerth sein sollte, von uns aber nicht besichtigt werden konnte. Gleich hinter Aussig, wo damals eine Zweigeisenbahn nach Teplitz gebaut wurde, liegt die sogenannte Schneckenburg auf einem steilen Felsen, welcher mit der Lorelei des Rheins verglichen wird. Die Formation ist eine andere hier als in der sächsischen Schweiz; denn hier bestehen sie aus rötlichem Granit und dort aus weiß-grauem Sandstein; sonst sind sie auch mit Weinpflanzungen von oben bis unten bedeckt. Unsere Reisegesellschaft bis Prag, die übrigens hier und da anstieg, bestand unter anderm in einem Ungarn, der so mit Mausefallen umherzieht und sie verkauft, und derer ich mich aus meinen früheren Jahren recht gut erinnere, mehreren Militärs und Frauzimmern, die etwas zweideutiges Aussehen hatten.

27. September 1857

Ankunft in Prag am ersten Pfingsttage morgens 7 Uhr. Logiert haben wir im blauen Stern, Ecke der Kolowrong (?) und Pflastergasse. Während des ersten Pfingsttages fortwährend Regen. Besuch in der Teinkirche und Besichtigung der Stadt mit einigen Verirrungen in der Altstadt, Besuch der Weinhandlung von Czarda. Am andern Tage, den 1. Juni, schönes Wetter, am Morgen erst sehr kalt. Besichtigung der andern Kirchen, des Wallensteinschen Pallastes, der Judenstadt, des Hradschins und der Burg, endlich des

Volkstheaters im Pyrossischen Garten. Das nähere hierüber in der von uns selbst zur Reise ausgearbeiteten Beilage. Abfahrt aus Prag am Dienstag nach Pfingsten um 8 Uhr morgens. Auf der Eisenbahn trafen wir Herrn Richter wieder, der bis Aussig mitfuhr und von da nach Teplitz wollte; er hatte mit A. Lorentz in Heidelberg studiert. Wir fuhren bis Bodenbach, gingen nach Tetschen wieder hinüber und fuhren von dort mit dem Dampfschiffe „Franz Josef“ nach Herrnskretsch, wo wir Waldaestel aus Neubrandenburg, stud. phil., trafen. In seiner Begleitung machten wir die Tour durch die sächsische Schweiz über Prebischthor, wo wir vom Ruster-Ausbruch Abschied nahmen, Großen Winterberg, wo wir die erste Nacht blieben und Herrn von Schmidt nebst seiner Frau Gemahlin wieder trafen. Neben unserm Zimmer schliefen 3 Herren mit einer jungen Dame, nach später eingezogenen Erkundigungen einer Putzmacherin aus Bautzen; dies gab zu vielem Ulk Veranlassung, besonders als auch die Glashändlerin mit einem Kellner uns einen Besuch abstattete. Von da am andern Tag über den kleinen Winterberg, Kuhstall, wo ich Max Luedecke traf, Schondau, wo Forellen zum Frühstück gegessen wurden – unterwegs trafen wir R. von Oertzen aus Mirow, damals als Forstkandidat in Tharandt –; von Schandau setzten wir über die Elbe, besuchten den Papstein, 1300 Fuß hoch, trafen dort einen Herrn mit drei jungen Mädchen, worunter eine sehr schön war, gingen nach dem Königstein, welchen wir in Gesellschaft von Berlinern und mehreren Schülern aus Sachsen besahen, erstiegen den Lilienstein und kehrten nach einem sehr schönen Sonnenuntergang in Rathen ein (Dienstmädchen Anna, auf dem großen Winterberg die Glaswarenhändlerin in der Nacht).

Von Rathen aus erstiegen wir den Brandt, nachdem wir uns vorher verirrt hatten, gingen dann über Hohenstein zum Hockstein, besahen die Wolfsschlucht und trafen am Nachmittage durch den Amselgrund kommend auf der Bastei ein. Nachdem wir von da durch den Uttewalder Grund nach Wehlen hinabgegangen waren, fuhren wir um 7 Uhr nach Dresden, wo wir um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr anlangten, unsere Reisetasche vom Steuermann Arnold abholten und im kleinen Rauchhause mit vieler Mühe ein Unterkommen fanden. Dort trafen wir Waldaestel wieder, der uns am Lilienstein, jenem treuen Freunde, wie ihn ein Führer stets nannte, verlassen hatte. Wir blieben in Dresden vom Donnerstag Abend bis Montag Mittag, machten Prof. Scheibe einen Besuch, fuhren nach Tharandt durch den Plauenscher Grund an der Begerburg vorüber, besuchten das Waldschlößchen u.s.w. Am Montag Abend 9 Uhr, 2 Stunden nach dem Unglück des Feuerwerkers Dobermont, waren wir in Berlin, und das alte Leben begann von Neuem für uns. Unser Reisegeld war auf 5 Pf. zusammengeschmolzen, wovon 2 noch sächsische und 3 preußische waren.

27. November 1857

Reise in den Harz

Ehe ich zu dieser Reise kam, hatte ich eigentlich den Plan, das Riesengebirge und einen Großonkel, Philipp Croll, welcher Quästor an der Breslauer Universität ist, zu besuchen. Da derselbe aber in den Ferien nach Teplitz ins Bad reiste, so kam ich bei meiner Anwesenheit in Neustadt/W., wo damals C. Herzberg Forstwissenschaft studierte, auf den Gedanken, den Harz zu bereisen. Hauptsächlich wurde ich dazu von einem Kollegen und Landsmann meines Freundes, Dankwart mit Namen, dessen Vater Oberförster in Schönberg im Ratzeburgischen ist, aufgefordert, weil er einen Reisegefährten suchte. Später wurde dann unsere Abreise auf den 15. August, dem Schlußtag der Vorlesungen, festgesetzt.

Kurz vorher hatte ich die Freude, meinen Bruder Gustav während seiner Hundstagsferien auf $2\frac{1}{2}$ Wochen bei uns in Berlin zu logieren (zu derselben Zeit, wo mein Bruder in Berlin ankam, war unsere Tante Louise Goetze, eine Schwester von meinem Vater gestorben). Noch ehe er angelangt war, kam plötzlich C. Piper mit Herrn von Coppelaar von Göttingen, um letzterem Berlin zu zeigen. Durch Vermittlung von Herrn C. Schroeder haben wir dann die letzten Wochen in Berlin vergnügt zugebracht; ich denke nur noch an einen Sonntag, wo wir vom Zoologischen Garten zum Gesundbrunnen hinaus fuhren, dort die Bekanntschaft von Fr. Marie (Gr. Friedrich- u. Georgenstr. Ecke) machten und mit ihr

am Abend ins Eldorado (Thorstr. 12) gingen. Auch machte ich in der letzten Zeit die Bekanntschaft von einem Frl. Ida Saetsch, und zwar durch Bertha Stachow, einer Näherin bei meiner Tante; sie wohnte damals Mohrenstr. 7, jetzt Gertraudenstr. 22. Außerdem bei einem Feste in der Haasenheide, wohin mein Bruder, Onkel August Croll, der seinen Tabaksladen verkauft hatte, und ich gefahren waren, fand sich eine passende Gelegenheit, mich an ein junges Mädchen von 16 Jahren, Therese Koellner, heranzuschmeißen; ihre Eltern, die beide auch da waren, wovon ich aber nur die Mutter näher kennen gelernt habe, wohnten damals Friedrichsgracht 37. Es war dies am 10. August 1857. Vor allem muß ich aber die Bekanntschaft, welche ich mit einem jungen, sehr anständigen Mädchen, Elise Lange, machte, erwähnen. Ihr Vater war Tischler und wohnte in der Potzdamerstr. No. 50 ungefähr. Die Gelegenheit hierzu war mir durch O. Telle, der bei seinen Großeltern, Benighaus in ihrer Nähe wohnte, gegeben. Wir beide fuhren hier öfter im Thiergarten auf dem Wasser; es waren gewöhnlich noch ihre jüngere Schwester und ihre Tante mütterlicher Seite, ebenfalls ein junges Mädchen, dabei. Dieses Frl. Lange war niedlich und hübsch; bei meiner Durchreise nach Heidelberg habe ich sie bis jetzt zuletzt gesehen.

Noch will ich erwähnen, daß am Schlusse des Semesters in der Aula der Universität ein Fest stattfand, nämlich die Prämienerleihung, wo Herr Prorektor Trendelenburg eine Festrede über die deutschen Universitäten hielt. Besonders merkwürdig ist der Aufzug der Professoren in langen Talaren, der Prorektor mit einem Degen und voran 2 Pudel in rothen Mänteln und Baretten.

20. März 1858

Beschreibung meiner Harzreise

Sonnabend den 15. August 1857

Um 7 Uhr früh am 15. August 1857 fuhr ich aus Berlin ab, nachdem ich mir bis Halberstadt ein Billet für den Schnellzug 3. Klasse (3¹/₂ sg.) gelöst hatte. In Potsdam erwartete ich meinen Reisegefährten Dankwart. Dann folgten folgende Stationen: Alt-Brandenburg, Genthin, Burg und Magdeburg, wo ¹/₄ Stunde angehalten wurde. War die Gegend bisher öde und ganz eben, meistens fuhr man durch große Wiesen und Moore, so hatte man auf dem Magdeburger Bahnhof genug zu sehen. Derselbe liegt mitten in den Festungswerken, die sehr bedeutend sind, dazwischen hindurch fließt die Elbe, ferner liegt in der Nähe des Bahnhofs der Dom, der der Beachtung werth ist. Die Restauration ist gut auf diesem Bahnhofe und auch nicht theuer; vorzüglich gutes Bier. Auf Magdeburg folgte die Station Aschersleben, wo wir auf einen andern Zug mußten, um nach Halberstadt zu gelangen. Hier verließ uns ein Reisegefährte, wahrscheinlich ein Kammerdiener, der mit mehreren Damen, welche 2. Klasse fuhren, aus Schlesien kommend nach Havre ins Seebad reisen wollten. In Halberstadt waren wir um 12 Uhr. Gasthof zum goldenen Roß. Die Wirthin hatte eine tiefe Baßstimme und gebrauchte sie sehr viel; der Wirth hatte einen Umfang, den man so leicht nicht wiederfindet. Um 1 Uhr table d'hôte. Darauf besahen wir uns den Dom, 430' lang, bestehend aus 3 Theilen: dem eigentlichen Schiff, dahinter das Heiligste und dann endlich die Taufkapelle. Weiter hinauf in einem höheren Stock befand sich ein Gewölbe mit alten Gemälden aus der Zeit, wo diese Kirche noch dem katholischen Rithus geweiht war; darunter befanden sich eine Kreuzigung Christi und die Gesandten des Westphälischen Friedens. Von da wanderten wir auf die sog. Spiegelberge, ¹/₂ Stunde von der Stadt, von wo man keine so schöne Aussicht hat, als wir anfangs geglaubt hatten. Auf der Mitte des Berges befindet sich ein Gasthaus, vor demselben ein halbrunder Platz, von dem man zwar eine weite, aber ebenso wenig schöne Aussicht hat. Um 6 Uhr abends fuhren wir von unserm Gasthause mit einem Omnibus, welcher gegen 20 Personen beförderte, die zum Teil oben auf dem Agen saßen, nach Quedlinburg. Wir hatten uns den zum Ausschauen günstigen Platz im Kabriolet gewählt und nahmen eine junge Dame zu uns, die, wenn auch nicht schön und im besten jugendlichen Alter, doch sehr interessant war und uns die wichtigsten Punkte des Harzes, so weit sie beim Hereinbrechen der Nacht noch gesehen werden konnten, zeigte. Am

Wege, dicht vor Quedlinburg, liegt das Bethaus der Alt-Lutheraner. In Quedlinburg selbst, einer sehr alten Stadt mit engen Straßen, angekommen, beschlossen wir gegen unsern ersten Plan in dem Gasthause, wo der Omnibus einkehrte, zu übernachten. Zuerst sollten wir mit 25 Mann von den Landwehrkürassieren, die damals einberufen wurden, auf Stroh in einer Stube zusammen schlafen; aber der Wirt schaffte dann doch noch Rath, daß wir in Betten schlafen konnten, wenn auch in Gesellschaft eines Mannes, den wir für einen Dorfschulmeister hielten. Derselbe war über Nordhausen zu Fuß gekommen und wollte nach Magdeburg. Das Gasthaus in Quedlinburg, welches ziemlich obskur war, hieß: Stadt Frankfurt.

Sonntag, den 16. August

Am Morgen dieses Tages besahen wir uns noch das Schloß, den sog. Brühl, eine Parkanlage mit Klopstock's Denkmal, welches als Aufschrift die Ode: Mein Wäldchen, trägt. Dieselbe beginnt: Wenn hier im Sturm die Eiche nicht mehr rauscht usw. Darauf fuhren wir mit der Post nach Ballenstädt um 8 Uhr früh. Ehe wir noch dazu kamen, traf ich Herrn *B r u n g*, der früher in Neustrelitz beim Hofagent *A h r n d t* konditionierte und in den großen Ferien 1857 nach Berlin übersiedeln wollte, wo ich ihn auf meiner Reise nach Heidelberg traf. Unsere Reisegesellschaft im Postwagen bestand aus einer ältlichen Dame, einem Reisenden aus Bäuern und einem Landwehrsoldaten. Nachdem wir das Dorf Rieder passiert hatten, trafen wir um 10 Uhr in Ballenstädt ein. Nachdem wir dort in einem Gasthose in der Nähe der Post gefrühstückt hatten, besahen wir uns das Schloß, vor welchem sich eine Terrasse mit herrlicher Aussicht z. B. auf die Gegensteine ausdehnt. Zum Schloß gelangt man durch die s. g. Allee, welche mit den Berliner Linden Ähnlichkeit hat und wohl nicht viel kürzer ist. Von Ballenstädt gingen wir zu Fuß über den s. g. Kohlenschacht, ein Forsthaus, dessen Förster wir trafen nach dem Falken, einem an der Selke gelegenen Gasthause. Gleich hinter Ballenstädt wollte sich uns ein Führer, der sich einen gesunden Jungen nannte, aufbürden; wir ließen ihn natürlich abblitzen. Vom Falken aus, wo ein Wächter, wahrscheinlich ein Beamter aus Aschersleben, mit Frau und 3 ländlichen Töchtern anwesend waren, erstiegen wir den Falkenstein, um die Burg, welche noch jetzt von einem Grafen v. *A s s e b u r g* bewohnt und als Gastschloß benutzt wird, zu besuchen. Unterwegs trafen wir einen anderen Herrn, der nicht mehr ganz jung war, der sich uns anschloß und aus Halle war; er titulierte sich Rechnungsath, wenn wir nicht falsch im Fremdenbuch gelesen haben. Im Schlosse selbst befanden sich viele Hirschgeweihe und dergleichen; gegenüber sah man die Klopstocksklippe und die Selkeansicht. Um 4 Uhr brachen wir wieder auf, durchwanderten das Selkethal, welches sehr schön und mannigfaltige Aussichten, besonders auf den Falkenstein, darbot, gingen am Meiseberg vorüber nach dem Mägdesprung; dem Meiseberg gegenüber befinden sich die Ruinen der Burg Anhalt. Mägdesprung ist Hüttenwerk, wo Stangeneisen gegossen wird. Hier ist das Thal sehr eng und romantisch. Wir kamen dort um $\frac{1}{4}$ 8 Uhr an.

22. März 1858

Montag, den 17. August

Der Gastwirth Langgeeth in Mägdesprung behandelte uns sehr gut und nicht zu theuer, obgleich er 2 junge Kaufleute, mit denen wir eine Strecke später zusammen reisten, stark übers Ohr gehauen hatte. Früh morgens, nachdem uns ein Gewitter geweckt hatte, versuchten wir 3, der Rechnungsath, Dankwart und ich, eine Anhöhe, auf der sich eine hohe Tanne befand, zu erklimmen, verfehlten aber den Weg und mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Darauf besuchten wir die Mägdetrappe, woselbst sich die 2 Fußspuren der Jungfrau, die von hier über das Selkethal hinüber sprang und ein eisernes Kreuz zum Denkmal befinden. Die Aussicht ist auf das Selkethal nach Alexisbad zu und auf die Viktorshöhe. Um 8 Uhr marschierten wir nach Alexisbad weiter und kamen dort um $9\frac{1}{4}$ Uhr an. Das Selkethal ist hier viel schöner als vorher; kleine Wasserfälle und Spaziergänger an dem Abhange der Berge verkünden die Nähe des Badeorts, welcher nur klein ist. Nach

eingonnenem Frühstück und einer kleinen Schäkerei mit einem jungen Bäcker mädchen, marschierten wir von 10 – 12 Uhr nach der Viktorshöhe; unterwegs genossen wir eine schöne Aussicht auf die Josefshöhe.

Nach eingenommenen Mittagessen und genossener schöner Aussicht von dieser Höhe, setzten wir unsern Weg in Gesellschaft der beiden jungen Kaufleute, von denen der eine aus Berlin, der andere aus Leipzig war, von einem Führer, der auf einem Auge blind war und von uns Jacob genannt wurde, begleitet, bei abwechselnden Regenschauern, die uns aber nicht viel thaten, fort. Nachdem wir das kalte Thal mit der kleinen Roßtrappe passiert hatten, gelangten wir auf den Schießplatz und den Salzbrunnen von Suderode, und um 4 Uhr waren wir auf der Lauenburg. Die Aussicht, die man von hier auf die Ebene hat, ist schön. Zur Rechten befindet sich der etwas niedrigere Stecklenberg mit den Ruinen der Stecklenburg; grade vor sich hat man ein großes Dorf Hainstedt, Quedlinburg, die Teufelsmauer und den Dom von Magdeburg. Ein schönes Schauspiel gewährte uns der über die Ebene wegziehende Regen und die zuweilen hindurch brechende Sonne. Trotz des Regenwetters, welches dem Wirth auf der Lauenburg Gelegenheit gab, sich recht aufdringlich zu zeigen, indem er uns quälte, die Nacht über bei ihm zu bleiben, gingen wir weiter, 5 an der Zahl und 1 Führer, durch das Wurmthal mit der Geroldsklippe nach der Georgshöhe zunächst. Ankunft daselbst $\frac{1}{4}$ 7 Uhr abends. Die Aussicht von dieser Höhe aus, welche uns ebenfalls die Ebene darbietet, war leider durch das trübe Wetter uns fast ganz entzogen; rechts sah man den Stufenberg. Auf dem Weitermarsch, der oben auf dem Rücken der Berge fortging und uns einzelne Blicke zwischen den Bergen hindurch in die Ebene gewährte, hatte ich in Folge des Birkenwassers, welches wir auf der Georgshöhe getrunken hatten, einen Kater bekommen zu einer sonst doch sehr ungewöhnlichen Zeit. Endlich um $\frac{1}{4}$ 8 Uhr, nachdem wir noch den Zuckerhut passiert hatten, gelangten wir auf dem Hexentanzplatz an. Ohne viel zu Abend gegessen zu haben, ging ich früh zu Bett und schlief recht behaglich, während draußen der Regen und Sturm tobte. Die Regenwolken zogen am Abend so dicht, daß man die gegenüber liegende Roßtrappe nicht sehen konnte.

Dienstag, den 18. August

Da das Wetter noch fortwährend schlecht war, so hielten wir es fürs Beste, uns zu stärken und in den Fremdenbüchern zu blättern. Ich fand folgenden Vers: „Die Liebe und die Diarrhöe, die machen beide Schmerzen, die eine thut im Leibe weh, die andere im Herzen.“ Da der Regen nachließ, es aber doch noch immer trübe blieb, so entschlossen sich die beiden jungen Kaufleute, ihre Reise fortzusetzen; sie trennten sich also von uns und wollten nach dem Brocken. Ebenso machte es unser Rechnungsrath. Wir aber beschlossen dann endlich, hier in dieser schönsten Gegend des ganzen Harzes besseres Wetter abzuwarten, und um billig zu logieren, nach dem Dorfe Thale hinabzusteigen. Wir gingen also vom Hexentanzplatz, der 900 m über der Bode emporragt, auf der steinernen Treppe zum Waldkater hinunter, stärkten dort unsere schlotternden Beine und gingen das schöne Bodethal hinauf an einer Konditorei vorbei, über die Teufelsbrücke bis zum Bodekessel, dann wieder ein Stück zurück und stiegen die sogenannte Schurre hinauf auf die Roßtrappe, wo wir uns durch Pistolenschüsse ein schönes mehrfaches Echo hervorlocken ließen und zum letzten Male unsern Rechnungsrath trafen. Von hier führte uns unser Weg über das Forsthaus, an der Bülowtsicht vorbei in die Ebene hinab in das Dorf Thale, wo wir uns im Gasthause zum Forsthouse, bei Herrn Mittler, einquartierten. Hier lebten wir bis zum Sonntag früh sehr billig und gut.

An diesem Tage hatten wir vom Tanzplatze aus auch noch La Vières Höhe besucht, wohin man in $\frac{1}{4}$ Stunde gelangte; und man hat von dort aus eine Aussicht zwischen dem Tanzplatze und der Roßtrappe hindurch das Bodethal entlang auf die Ebene. In dem Fremdenbuch beim alten Mittler fand ich viele bekannte Namen, z. B. Theo Voellner, H. von Oertzen, L. v. Jagow, Oscar Appelins etc.

Mittwoch, den 19. August

An diesem Tage machten wir folgende Tour. Von Thale aus gingen wir über die Bode nach der Blechhütte und dem Hubertusbade, über den Waldkater, auf den der alte Mittler nicht gut zu sprechen war, weil er die Leute prellte, zum Bodekessel, der bei dem Regenwetter laut brauste und schäumte. Auf dem Rückwege hielten wir uns im Waldkater auf und tranken dort Kaffee in Gesellschaft einer Hamburger Familie aus Bergedorf, mit Namen Mueller. Sie bestand aus einem ältlichen Herrn, der Mutter, 2 niedlichen Töchtern und 2 Söhnen, von dem der eine schon Dr. med., der andere noch sehr jung war, und war von Gernrode hergekommen. Unter den vielen Reisenden, die an diesem Tage das Bodethal passierten, befanden sich auch 4 Studenten, die ein schönes Quartett bildeten. Darauf kehrten wir über die Schallhöhle nach Thale zurück und gingen am Abend nach dem Abendessen bei starker Dunkelheit wieder zum Waldkater, um daselbst das Feuerwerk mitanzusehen; besonders schön war ein pot á feu mit Fröschen. Die Rückkehr machte uns bei der Dunkelheit und der Unbekanntschaft mit den Wegen etwas zu schaffen, wozu noch ein tiefer Schmutz kam.

Donnerstag, den 20. August

Nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg und gingen durchs Steinbachthal auf den Hexentanzplatz. Das Wetter war jetzt schön geworden. Besichtigung der Prinzensicht und der Hauschauer, einer großen Höhle, zu welcher wir nach langem Hin- und Herklettern an den Felsenabhängen des Bodethals gelangten. Vergebliches Suchen des Jagdhauses, welches dem alten Pfeil aus Neustadt/W. gehört. Ich trennte mich von Dankwart, der sein Suchen nicht aufgeben wollte, und kehrte auf den Tanzplatz zurück, wo ziemlich viel Besuch war. Nachdem wir den Sonnenuntergang beschaut hatten, gingen wir nach Thale hinab und zu Bett.

Freitag, den 21. August

Um 3 Uhr aufgestanden, stiegen wir mit großer Hast auf den Tanzplatz hinauf, weil wir den Sonnenaufgang beobachten wollten. Die Gäste daselbst, mehrere junge Mädchen aus Groß-Salza erschienen im Morgennegligeo und ebenso mehrere Studenten, um gleichfalls dies Schauspiel zu haben. Dankwart geht darauf zum Jagdhaus, und ich schreibe einen Brief nach Hause, der aber nicht abgesendet wurde. Nach dem Mittagessen wurde ein Schläfchen gehalten und am Abend nach dem Waldkater spaziert, wo wir die freundliche Gesellschaft von vorgestern trafen und ebenso die, welche am Morgen auf dem Tanzplatze gewesen waren. Auch heute Abend war wieder Feuerwerk.

Sonnabend, den 22. August

24. März 1858

Letzter Besuch auf dem Tanzplatze bei sehr schönem Wetter. Wir trafen dort einen preußischen Assessor, Herr von B e n t h i e r, mit dem wir bald Bekanntschaft schlossen und ein Rendezvous auf morgen in Rübeland verabredeten. Besuch des weißen Hirsches, eines Aussichtspunktes auf das Dorf Treseburg. Nach Sonnenuntergang ging es zurück nach Thale, wo wir wie gewöhnlich von unserm alten Wirt mit der Frage empfangen wurden: war viel Gesellschaft dort oben?

Der Gastwirt auf dem Hexentanzplatz, der auch zugleich Holzwärter war, hieß F r i c k e, und sein einer Sohn besorgte die Gastwirtschaft. Derselbe war sehr freundlich und begleitete uns auch am letzten Tage nach dem weißen Hirsch. Dieses Gasthaus ist in jeder Beziehung zu empfehlen.

Sonntag, den 23. August

Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr brachen wir von Thale auf, nachdem wir unsere billige Rechnung (3 sg. 13 sgr. für 4 Tage à Mann) berichtigt hatten. Unser Weg führte uns jetzt auf der Chaussee durch das Dorf Timmenrode, am Großvater auf der Teufelsmauer vorbei nach Blankenburg. Die Stadt liegt am Bergabhange und erhebt sich terrassenartig. Oben auf dem Berge erglänzt das weiße Schloß. Wir machten eine Ruhepause am Markt in einer Konditorei, wo wir Bier tranken, welches unserm Gaumen nicht behagte; es war gerade während des Gottesdienstes. Darauf gingen wir nach dem Regenstein hinaus, wo bedeutende Überreste einer alten Burg, die in den Felsen gehauen ist, vorhanden sind. Wir verfehlten den rechten Weg auf den Regenstein hinauf und ehe wir uns versahen, standen wir am Fuße des Berges auf der andern Seite, von wo wir nun den Berg grade zu durch dichtes Gesträuch erklimmen. Auch hier ist eine Restauration, wo wir ebenso unschmackhaftes Bier bekamen als in Blankenburg selbst; es war, glaub ich, Braunschweiger. Nachdem wir von hier wieder nach Blankenburg zurückgekehrt waren, erstiegen wir den Ziegenkopf, der an unserm Wege lag und eine freunliche Aussicht darbot. Grade vor uns hatten wir Blankenburg, weiter hinten Thale und links davon Halberstadt und Quedlinburg; zur Rechten erstreckte sich der ganze Nordrand des Harzes, also der Tanzplatz, der Stufenberg, an dessen Fuße Gernrode, ganz in der Ferne das Ballenstädter Schloß, zwischen Quedlinburg und Halberstadt sah man den Magdeburger Dom; im Rücken von uns erblickte man die äußerste Spitze des Brockens in bläulichem Nebel. Ein leidliches Fernrohr unterstützte uns im Genuß dieser Aussicht. Der Kellner, welcher uns aufwartete, war sehr auf den Vortheil seines Herren bedacht, denn als ein Herr und eine Dame dort oben erschienen und sich, ohne etwas zu genießen, in einer Laubhütte niederließen, so lief er gleich hinunter und machte sie damit bekannt, daß das Sitzen dort ohne weiteres nicht erlaubt sei.

Um $\frac{1}{2}$ 3 ging es weiter durch den Schlütergrund nach Hüttenrode, dem zweithöchst gelegenen Dorfe im Harz, von da nach der Marmormühle, deren schöne Lage ich mir großartiger vorgestellt hatte, und endlich nach Rübeland, einem Hüttenwerk wie Mägdesprung. Wir kamen dort um 5 Uhr an. Der heutige Weg und auch die folgenden waren lange nicht so abwechselnd und interessant als diejenigen, welche wir bisher gemacht hatten. Die Gegend war kahl und einförmig. Nachdem endlich eine Stunde später Herr Assessor von Benthier in Begleitung eines Berliner Artillerieoffiziers angekommen war, stiegen wir 4 in die Baumannshöhle, deren Neuheit und Pracht uns für den langweiligen Weg vollkommen entschädigte. Der Offizier, der sich zum Reisebuch „Müller und Schultze im Harz“ gewählt hatte, war unerschöpflich in Witzen. Bei unserer Rückkehr aus der Höhle, in welcher wir über eine Stunde verweilt hatten, wurden wir mit Musik empfangen, welche sich im Innern der Höhle sehr gut ausnahm. Da es schon ganz dunkel war, als wir wieder die Höhle verließen, so gingen wir in unsern Gasthof, um Abendbrot zu essen, während die beiden andern Herren das ihrige aufsuchten, um dort unverhofft einen Ball zu entdecken und mitzumachen. Beim Abendbrodt fand sich auch ein Kaufmann aus Altona mit 2 Töchtern ein, die aber fast kein Wort sprachen.

Montag, den 24. August

Um 7 Uhr brachen wir wieder auf, gingen über Elbingerode nach Wernigerode; unterwegs war ich die Veranlassung, daß wir uns etwas verirrtten, was einige Spannung zwischen uns herbei führte. Wir besahen das vor der Stadt auf einem Berge in einem Wildpark gelegene Schloß der Grafen Stolberg und stiegen von dort hinab auf den Markt, um im Gasthofe zum weißen Hirsch unsere von Halberstadt vorausgeschickten Sachen in Empfang zu nehmen und die Wäsche zu wechseln. Unterhandlungen mit einem Führer, der uns auf den Brocken geleiten sollte, zerschlugen sich, weil er zu viel forderte.

Wir machten uns deshalb allein auf den Weg und verließen im Gebirge angelangt den richtigen, weil der Klugthuer Dankwart sich nach der Sonne zu richten meinte, um auf den

falschen Weg wer weiß wohin zu kommen. Kurz vorher hatten wir einen Mann getroffen, der dort um Almosen bittet, und uns den Weg zwar bezeichnet hatte, aber aus dessen Reden wir doch nichts rechtes entnehmen konnten. Glücklicher Weise trafen wir grade am Scheidepunkt unserer Irrung 3 Herren mit einem Führer, die vom Brocken herab kamen und uns einige Andeutungen über den Weg gaben. So gelangten wir glücklich nach der steinernen Ruine, welche die Holzamme bildet. Hier bietet ein alter Mann Wasser zum Trinken an; wir bewogen ihn, uns bis zur nächsten Chaussee zu führen. Von da gingen wir auf derselben weiter bis zu einem Weiler, quer über eine Wiese mit sehr hohem Grase, wo die Rinder von der Molkenkuhr (?) weideten. Nach vielen Mühseligkeiten gelangten wir auf der Spitze des Renneckenberges an, durchschritten kühn das Gehölz und standen auf der Chaussee, die uns unmittelbar auf die Spitze des Brockens führte. Hier trafen wir Herrn von Benthier und den Artillerieoffizier wieder an, und gleich hinter uns kamen auch die Hamburger Damen, welche wir schon im Waldkater kennengelernt hatten, an. Nach dem gemeinschaftlichen Abendbrote, wo wir uns mit Herrn v. Benthier und den 3 Studenten und einem Kaufmann, die wir auch schon auf dem Tanzplatz mit den Damen aus Groß-Salza gesehen hatten, zusammen setzten, Wein und Grog wegen des kalten Wetters – es stürmte furchtbar – tranken, begaben wir uns auf den Aussichtsturm, wo wir das Magdeburger Feuer sahen, welches den Wittenberger Bahnhof zerstörte.

Dienstag, den 25. August

Der Sonnenaufgang um 5 Uhr war schöner als er gewöhnlich auf dem Brocken gesehen wird. Im Fremdenbuche fand ich die bekannten Namen des Herrn Prof. Ladewig, Justizrats Blank aus Neustrelitz und des Herrn C. Lingnau aus Neubrandenburg, die wenige Tage früher hiergewesen waren. Lingnau ist später im Winter 1857/58 nach New York entflohen und hat sehr viele Schulden hinterlassen, namentlich den s.g. Klamara (?) Michael in die Tinte gebracht. Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr brachen wir mit dem Herrn von Benthier – der Offizier war schon am Abend vorher nach Harzburg gegangen – von dem alten John geführt, auf. Ich hatte so etwa meinen Hut wieder eingefangen, den ein Windstoß den Berg hinab zu wehen drohte, als sich zu uns noch ein junges Mädchen Auguste, die auf dem Brocken gedient hatte und nach Ballenstädt, ihrem Heimatort, wollte, gesellte. Wir gingen nun durch das Schneeloch, das Thal der Ilse, an dem Ilenstein vorüber nach Ilsenburg hinab. Hier trennten wir uns von Auguste, dem alten John, dem Herrn v. Benthier und den 3 Studenten, die unterdeß angekommen waren und über Wernigerode, Halberstadt und Magdeburg nach Groß-Salza der blauen Dame wegen wollten. Wir schlugen einen kürzeren Weg über den Ecker Krug nach Neustadt – Harzburg ein; am Ausgange des Dorfes trafen wir einen alten Mann, der vom Schwindel angefallen wurde, und den wir auf einen Stein setzten. In Harzburg begrüßten wir zum letzten Male unsere Hamburger Damen, kleideten uns im Gasthofs zur Stadt Braunschweig um, nachdem wir unsere Sachen in Empfang genommen hatten. Der Wirth daselbst nannte sich auch H. Meyer. Fuhren um 5 Uhr ungefähr nach Braunschweig und kehrten dort in der Deutschen Eiche ein und besuchten am Abend die sog. Kaffeemühle.

Anfangs ging unser Plan dahin, vom Brocken nach Klausthal hinabzusteigen, um dort die Silberbergwerke zu besehen, und dann durch das Ockerthal über Goslar nach Neustadt zu gehen; aber die Kamalitäten unseres Geldbeutels und ein Reiseüberdruß bewogen uns, diesen Plan abzuändern.

Mittwoch, den 26. August

Um 7 Uhr aufgestanden, besahen wir uns die Stadt. Am Wall hatten wir von einem blauen Berg aus eine Übersicht über die ganze Stadt. Dann trafen wir ein Denkmal zu Ehren des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, das Schloß, den Burgplatz, fielen in die Bierkneipe von Faillard am Kohlmarkt, wo wir vortreffliches Bockbier tranken. Ich fuhr dann um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr ab und kam um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr in Berlin an, wo ich sogleich in das Hotel Stadt

Magdeburg fuhr und unterwegs gleich am Eingang zu der Leipziger Straße sehen mußte, wie das Pferd vor meiner Droschke stürzte. Dankwart wollte erst am Nachmittage Braunschweig verlassen, um sich über Hamburg nach Hause zu begeben.

Donnerstag, den 27. August

Diesen Tag blieb ich in Berlin, machte pflichtschuldige Visiten und war am anderen Morgen früh zu Hause in Neustrelitz.

Vorstehende Erinnerungen wurden von der Enkelin Liselotte Berger geb. Meyer, Robert Koch-Platz 8, 3180 Wolfsburg 1, mitgeteilt.

Gneis-Granit

So wie ich weiß
Hieß es Granit-Gneis;
Jetzt heißt Gneis-Granit;
Das ist ein wichtiger Schritt!
Als wenn ich sagte: Seel und Leib,
Mann und Weib,
Weib und Mann, Leib und Seele.
Gott gebe, daß es am Besten nicht fehle.

Goethe

Bericht über das 12. Caroliner-Treffen in Marburg vom 2. – 4. September 1983

Zum zweiten Mal im Hotel Berggarten in Marburg-Marbach fand wiederum bei schönem Wetter das 12. Treffen statt, zu dem, außer dem längst auf das Lyzeum ausgedehnten Kreis der Teilnehmer alle der Heimatstadt verbundenen Einwohner herzlich eingeladen waren. So waren wir nun nach gewissenhafter Zählung am Gesellschaftsabend 133 Teilnehmer. Wenn man die Zahl der Teilnehmer in den 60er- und 70er-Jahren im Kurhotel Ortenberg hiermit vergleicht, so muß man leider feststellen, daß wir weniger, sehr viel weniger geworden sind. Jahr für Jahr betrauern wir den Tod guter alter Freunde, mit denen wir frohe Stunden der Erinnerungen im „Ortenberg“ oder in der „Sonne“ verbracht haben. Aber auch viele der noch lebenden Freunde sind durch Alter und Krankheit daran gehindert, mit uns das Wiedersehen zu feiern. So schließt der Kreis der Freunde sich enger und umso herzlicher ist die Freude der Wiederbegegnung mit jedem vertrauten Gesicht.

Über die am Freitagnachmittag im Kaffeerestaurant abgehaltene Vorstandssitzung mit anschließender Hauptversammlung wird in den „Vermischten Nachrichten“ ausführlich berichtet. Die 45 Teilnehmer der Hauptversammlung hatten sich zuvor bereits auf der Terrasse bei einer Tasse Kaffee oft mit stürmischer Freude begrüßt und umarmt.

Dies wiederholte sich auch am Begrüßungsabend im Saal, der von unserem inzwischen in der Hauptversammlung gewählten Vorsitzenden Botschafter a. D. Otto-Erich Heipertz mit herzlicher Ansprache eröffnet wurde, in der er den aus Anlaß der 250-Jahrfeier unserer Heimatstadt erweiterten Kreis der Teilnehmer aus Neustrelitz und die Gäste begrüßte. Von dem uns durch Patenschaft verbundenen Gymnasium Philippinum in Marburg war Herr Oberstudiendirektor Bähr erschienen. Der Abend wurde durch den Chor der Schüler des Philippinum eröffnet, der fröhliche Volkslieder sang und von Solisten mit Instrumenten begleitet wurde. Der Dank an die Jungen und Mädchen bestand in einer leckeren Portion Eis. Zu späterer Stunde und bei entsprechend gelockelter Stimmung wurde von Jochen Heise das allseits bekannte Lied „Von Herrn Pasturn sin Kauh“ angestimmt, mit Ziehharmonika begleitet und der Refrain der ungezählten Strophen von allen mitgesungen.

Am Sonnabend fand nach gewohntem Herkommen der gemeinsame Gottesdienst im Hohen Chor der Elisabeth-Kirche statt, in dem Propst a. D. Hans Schlie die Predigt hielt und Jochen Heise Vor- und Nachspiel auf der Orgel hielt und den Gemeindegesang begleitete.

Das Festessen mit Braten und Wein vereinte alle wiederum im Hotel Berggarten. Danach pflegten die Älteren unter uns der gewohnten Mittagsruhe, um den Anforderungen des Nachmittags und Abends gewachsen zu sein.

Am späteren Nachmittag hielt uns Herr Professor Dr. Roderich Schmidt vom Herder-Institut Marburg einen Vortrag mit dem Thema „Das älteste Geschichtswerk Mecklenburgs“ – Die Reimchronik des Ernst von Kirchberg aus der Zeit Kaiser Karls IV. 1378“. Der Vortrag fand im Saal des Herder-Instituts statt, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Er behandelte die Anfänge der Geschichte Mecklenburgs in der Zeit des böhmischen Königs und deutschen Kaisers Karl IV., unter dessen Regentschaft durch geschickte Hauspolitik und Kauf weite Landesteile im Norden und Osten, darunter auch Brandenburg, zum Deutschen Reich kamen. Damals stand Mecklenburg im Widerstreit der Interessen der brandenburgischen Kurfürsten und des dänischen Königs, und mecklenburgische Herzöge sprachen in

der Politik der damaligen Zeit ein Wort mit. Die Reimchronik wird im Archiv in Schwerin aufbewahrt und ist daher für uns nicht leicht zugänglich.

Der Abend vereinte nun alle Caroliner, Lyzeistinnen und Freunde in fröhlicher Runde und Tanz bei der Musik eines elektrisch verstärkten Einmannorchesters. Eine besondere Attraktion im Laufe des Abends brachte die amerikanische Versteigerung der Reproduktion eines Stiches mit Stadtansichten von Neustrelitz aus dem vorigen Jahrhundert, gestiftet von Siegfried Tesch. Von allen Seiten wurde immer von neuem auf das alte Bild der Heimatstadt geboten, so daß der Gewinn für die Altschülerschaft schließlich 230,- DM bei geringem Einsatz der sich gegenseitig Überbietenden betrug. Glückliche Gewinnerin war Frau Netta Boltz geb. Bergholtz. Bei Musik und Tanz wurde lange und ausführlich bis weit nach Mitternacht gefeiert.

Der Sonntag morgen brachte im Garten des Hotels den Abschied mit den festlichen Klängen eines der Brandenburgischen Konzerte von J. S. Bach, gespielt vom Bläserkreis der Christopherus-Schule in Oberurff.

Alle Teilnehmer werden sicher noch oft an die festlichen und fröhlichen Stunden in Marburg denken.

R. S.

Aus den Xenien

Schöpfung durch Feuer

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

Goethe

Gottesdienst der Neustrelitzer Caroliner im Hohen Chor der ev.-luth. Elisabethkirche zu Marburg am 3. September 1983

Verehrte, liebe ehemalige Schüler der Neustrelitzer Schulen, des Gymnasiums und des Lyzeums!

Ich habe meine Bibel aufgeschlagen und lese uns daraus einen Abschnitt aus dem Brief des Apostels Paulus an die Epheser vor. Er lautet folgendermaßen im 6. Kapitel, beginnend mit dem Vers 10:

„Zuletzt: Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieh an die Waffenrüstung Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die im Finstern herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um deswillen ergreift die Waffenrüstung Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So stehet nun, umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit und angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Beinen gestieft, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens. Vor allen Dingen aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösen, und nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Und betet allezeit mit Bitten und Flehen im Geist und für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Auftun meines Mundes, daß ich möge kundmachen das Geheimnis des Evangeliums“.

Soweit die biblische Botschaft und nun sei mir gestattet, an ein Ereignis zu erinnern, das zu unserer Schulzeit in Neustrelitz stattfand. Ich meine die Einweihung des Kriegerdenkmals im Schloßgarten gleich hinter der Orangerie im Jahre 1924, das zum Gedächtnis an die Gefallenen des Neustrelitzer Bataillons errichtet wurde. Mir ist dieser Augenblick der Weihe noch sehr deutlich in der Erinnerung geblieben, wahrscheinlich, weil mein Deutschlehrer in der darauf folgenden Woche einen Klassenaufsatz schreiben ließ, dessen Thema mit dieser Feierstunde und der Thematik zu tun hatte. Es ging in der Themenformulierung um Albrecht Dürers Stich „Ritter, Tod und Teufel“. Die präzise Formulierung ist mir auch längst entfallen, auch das, was ich geschrieben habe, kann ich heute nicht mehr sagen. Sicher sind dabei 2 Sprüche in der Ausführung des Aufsatzes enthalten gewesen, die uns allen auch heute noch gegenwärtig sind. Ich nenne sie, obwohl sie der heutigen Generation völlig unverständlich und unerträglich gelten. Der eine lautete: „dulce et decorum est, pro patria mori“, und der andere ist alten Gymnasiasten sicher noch gegenwärtig: „Jung stirbt, wen die Götter lieben.“ (νεὸς ἀποθνήσκει, ὅτινα οἱ θεοὶ φιλοῦσιν).

Ich wiederhole, den Inhalt meines Schüleraufsatzes 1924 in der Klasse im Carolinum an der Glambecker Straße vermag ich nicht mehr wiederzugeben, er ist mir total entfallen. Und den Aufsatz würde ich auch heute gewiß nicht wieder so schreiben, wie er damals ausgefallen ist. Ich vermag nicht einmal noch zu erinnern, wie die Note war. Heute schreibe ich diesen Aufsatz völlig neu auf dem Hintergrund des Epheserbriefes. Und so werde ich nun versuchen, mich damit auseinanderzusetzen.

Albrecht Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“ gehört immer noch neben den „betenden Händen“ zu seinen bekanntesten Bildern. Die „betenden Hände“ sind mir in den Gemeinden Mecklenburgs bei meinen Gemeindebesuchen häufig begegnet. Und den Stich „Ritter, Tod und Teufel“ sah ich erst kürzlich im Fernsehen auf Bildern, die anlässlich einer Reformationsausstellung in Ostberlin ausgestellt waren.

Dürer stellt einen Ritter hoch zu Roß dar, in voller Waffenrüstung. Er befindet sich in einer gebirgigen Landschaft. Seine Burg ist in einiger Entfernung zu sehen. Der gepanzerte Ritter ist umgeben von zwei unheimlichen Begleitern. Der neben ihm reitende Tod zeigt ihm höhnisch das Stundenglas. Hinter ihm reitet der Teufel. Dürer gibt ihm den Kopf eines Raubtieres, das nach ihm greift. Man sieht sofort, dieser Ritter wäre ohne die Waffenrüstung ein verlorener Mann.

Was will Dürer mit diesem Bild ausdrücken? Ich meine, er will uns deutlich machen, daß auch wir ständig auf unserem Lebensweg von solchen unheimlichen Mächten bedroht sind. Dürer meint, wir sind ständig in einer Kampfsituation. Und gerade von diesen Mächten und von unserem Kampf spricht auch der Apostel Paulus: „Ihr seid verlorene Leute, wenn ihr gegen diese Waffenrüstung, gegen diese unsichtbaren Feinde nicht die rechte Waffenrüstung anlegt.“ Paulus weist uns zunächst auf die gefährlichen Feinde hin, die unsere Seelen ins Verderben reißen wollen, und dann bietet er uns die guten Waffen an, durch die wir am Ende doch Sieger werden und bleiben.

In zwei Abschnitten will ich nun versuchen, diesen Text zu interpretieren.

I.

Wir stehen alle auf einem Kampfplatz in dieser Welt. Paulus sagt: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen“. Fleisch und Blut, das können Menschen sein, die uns das Leben schwer machen, das können Menschen sein, die uns das Leben verderben und die unserem Lebensglück hartnäckig im Wege stehen. Habt ihr es auch erfahren, wie schwer wir immerfort um ein bißchen Lebensglück und Lebensfreude zu kämpfen haben! Wichtiger ist es jedoch, zu wissen und hier zu erfahren und zu hören, es gibt noch ganz andere Feinde, es sind noch ganz andere Feinde da, als Menschen, mit denen wir einen Kampf aufnehmen müssen.

Paulus nennt sie „Mächtige und Gewaltige, die Herren der Welt, die in der Finsternis herrschen“. Die „Herren der Welt“ – darunter verstehen wir doch sonst die, die an der Spitze der Staaten und Völker stehen, darunter verstehen wir sonst solche, die über Krieg und Frieden, über Glück und Elend, über Hunger und Sattwerden vieler Menschen entscheiden. Die „Herren der Welt“ – sind das nicht solche, die unter sich auf den Konferenzen die Güter der Erde verteilen und mit ihrer Macht halbe Erdteile erobern? Die Herren, sind das nicht die Mächtigen, die uns nach 1945 geteilt haben und nun bestimmen wollen, was wir zu denken und zu tun haben?

Nein, sagt Paulus, das alles sind nicht die letzten Herren. Auch diese alle, auf welche die Völker so oft voller Spannung schauen, sind keine Herren. Sie sind auch nur zu oft nur Knechte, armselige Knechte und Sklaven, sind nur Menschen wie wir alle hier in dieser Kirche, nur Menschen, wie Du und ich. Die wahren Herren der Welt sind noch über ihnen, es sind die „bösen Geister“. Dafür kann uns nur das Wort Gottes die Augen öffnen, daß über den Mächtigen unserer Erde noch größere, unsichtbare Gewalten herrschen, „die bösen Geister unter dem Himmel“.

Wir wollen uns das an einem Beispiel klarmachen: Wir wissen, wie die Luft, in der wir leben, erfüllt ist von geheimnisvollen Wellen, die wir Radiowellen nennen. Davon merken wir sonst nichts. Wir können uns nur davon überzeugen durch einen Rundfunkempfänger, der diese Wellen aufnimmt. Da können wir eine Stimme nach der anderen hören, einen Ruf nach dem anderen. Dieselbe Luft, die so still und leer erscheint, ist in Wirklichkeit erfüllt von Stimmen und Willenskräften, die mit den Nachrichten fortwährend Menschen beeinflussen und beherrschen wollen.

Genauso ist es mit den „bösen Geistern unter dem Himmel“. Dieser ganze große Raum über uns mag uns völlig leer erscheinen, aber sobald irgendeiner da ist, der als Empfänger dient, der sie aufnimmt, der sich zum Werkzeug der bösen Geister machen läßt, da spürt er es, daß diese tatsächlich da sind. Sobald ein Mensch unter ihren Einfluß kommt, wird es an

ihm ganz deutlich, er tut das nicht mehr aus sich selbst, sondern unter der Gewalt übermenschlicher Einflüsse. So manch ein junger oder alter Mensch hat schon unter dem Einfluß der bösen Geister den Lebensmut verloren und ist dann kläglich gescheitert.

Und wie im Kleinen, so ist es dann auch im Großen. Das traurigste Beispiel dafür bietet wohl das deutsche Volk. Das, was unser Volk erlebt hat vor nunmehr 50 Jahren an Verblendung, das ist nicht zu erklären aus der Gewissenlosigkeit einiger weniger Abenteurer. Die Bibel sagt, daß die unreinen Geistesmächte, die Gewaltigen und Mächtigen, gerade solche verworfenen und gewissenlosen Menschen zu ihren Werkzeugen machen und dann mit ihrer Hilfe ganze Völker und Menschen quälen können. An dem, was manche von uns im letzten Krieg und in der Zeit danach erlebt haben und durchmachen mußten, ist das erschreckend deutlich geworden. Da haben die bösen Geister ihre Opfer in eine zügellose Leidenschaft getrieben und haben einfache wie hochgebildete Leute gleichermaßen beherrscht und verblendet. Was da geschehen ist, wird auch in Zukunft geschehen, wenn die Menschen nicht im Licht des Glaubens den Weg zu Gott finden.

Es heißt hier nicht umsonst: . . . „die in der Finsternis der Welt herrschen“. Was ist hier mit Finsternis gemeint? Das ist die Finsternis, wo der Mensch allein ist ohne Gebet und Glauben. Das ist die Finsternis, wo der Mensch nur der Welt dient und dem nackten Leben. Das ist dieses Halbdunkel, wo vor lauter Wissen und Vernunft am Ende keiner mehr weiß, was gut und böse ist, und was er glauben soll. In dieser Finsternis beginnt dann der Kampf auch gegen die Christenheit. Da fängt die Habsucht an zu herrschen, da ist sich jeder selbst der Nächste. So lebst auch du in der Finsternis dieser Welt unter den bösen Geistern. Es ist der Kampfplatz, wo es um deine Seele geht und um die Frage, wer wird dich letztlich beherrschen, die bösen Geister der Unreinheit oder die guten Geister des Lichtes?

II.

Aber wenn du nun weißt, daß du auf diesem Kampfplatz stehen mußt, dann kommt auch die andere Frage: Was habe ich für Waffen in diesem Kampf? Wir haben es ja mit Gewaltigen und Herrschern zu tun, die sich auch die stärksten Persönlichkeiten unterwerfen können. Ihr Anführer, der Feind Gottes, kommt nicht so düster, wie es im Bilderbuch steht, mit Hörnern, und einem Bockfuß, sondern er kommt als „ein Engel des Lichtes“ mit vielen schönen Versprechungen für eine bessere Zukunft. Er kommt als der reißende Wolf in Schafskleidern mit der Maske der Menschenfreundlichkeit und die Menschen ahnen nichts von seiner wahren Gestalt und merken erst, wenn es zu spät ist, wem und wie sie ihm verfallen sind. – Dagegen hilft unsere eigene Kraft überhaupt nichts. Wenn die Mächte, mit denen wir zu kämpfen haben, nicht von Fleisch oder Blut sind, dann kann uns auch nur helfen, was auch nicht aus menschlichem Fleisch und Blut kommt. Es geht dann nach der Weise: „Mit unserer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren . . .“.

Aber wir brauchen keine verlorenen Leute zu sein, wenn wir gegen diese mächtigen Feinde die rechte Waffenrüstung anlegen. Gott selber bietet sie uns an: „Ergreift die Waffenrüstung Gottes . . .“ sagt Paulus. Dann beschreibt er im Bild eines römischen Ritters diese geistliche Waffenrüstung eines Christen. Zunächst der Gürtel, der Leibriemen, das Koppel für den Soldaten: „So steht nun umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit“. Ja, wenn wir in diesem Kampf stehen, müssen wir erst einmal wissen, was wahr und nicht wahr ist. Das ist die Not der Menschen heute sehr, daß sie nicht mehr wissen, was sie glauben sollen. Ich denke nur z. B. an die Auseinandersetzung über die Abrüstung und die atomare Bewaffnung. Und wenn das einer nicht weiß, dann kann er nicht kämpfen gegen die Einflüsterungen des Verführers. Wir haben es auch erlebt, was die Menschen nicht alles glauben, wenn sie nicht mehr richtig zurechtfinden zwischen Lüge und Wahrheit. Und dann der Brustpanzer des Ritters: „Angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit“. Gepanzert sein, das heißt, wenn wir in diesem Kampf stehen, und zwar in diesem ungleichen Kampf, dann müssen wir den Rücken frei haben im Kampf gegen den Feind. Wir müssen mit unserem Gott

unbedingt Frieden haben! Er darf nicht unser Feind sein. Ein Mensch kann nur dann richtig zum Kampf vorgehen, wenn er nicht ständig fürchten muß, hinterrücks und unversehens überfallen zu werden. Darum müssen wir uns darauf verlassen können: Hinter uns steht allein Gott als unser starker Freund und Helfer. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Dann folgen die anderen Stücke der Waffenrüstung, die Marschstiefel, der Schild und der Helm. Siebenfach ist diese Waffenrüstung, ganz vollkommen soll das heißen. Ganz eingehüllt wird der Kämpfer, daß der Feind auch nicht an einer Stelle treffen und verwunden kann. So kannst auch du dich ganz bergen in einer geistlichen Rüstung, so hast auch du sichere Deckung hinter dem Schild deines Glaubens und unter dem Helm des Heils.

Und schließlich das beste Stück: „Nehmet das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“. Das Wort Gottes ist immer noch die schlagkräftigste Waffe gegen alle bösen Geister, die uns ins Verderben reißen wollen. Damit hat Jesus gekämpft. Dreimal ist der Versucher gegen ihn angelaufen, dreimal hat er ihn zurückgeschlagen mit dem Wort: „Es steht geschrieben . . .“ Wenn Jesus so durch das Wort Gottes Sieger blieb, um wieviel mehr sind wir kleinen Menschen darauf angewiesen. Wir müssen unsere Bibel lesen. Wir sollten unsere Bibel besser kennen. Für den Kampf um unsere Seelen können wir nie zuviel lesen, beten und hören, was das Wort Gottes uns sagen will.

Und das alles in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Der Herr Christus ist schon der Sieger, er ist schon mit diesen Mächten fertig geworden. Wenn wir auch siegen wollen, dann können wir es eben nur so in seiner Nähe, in seiner Gegenwart, mit seinem Geist und mit seinem Glauben. Wo Christus ist, da wird der Teufel machtlos. Wo Christus ist, da haben die unreinen Geister keine Macht mehr über unsere Seelen.

Denkt immer an den starken Feind, der uns ins Verderben reißen will, aber seid auch getrost unter dem Angebot der guten geistlichen Waffen, mit denen wir den Teufel besiegen können!

„Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke!“

Amen!

Eine Schilderung über die Jagd und den Forstdienst

im Kreis Neustrelitz in Mecklenburg in der Zeit von 1945
bis vor wenigen Jahren unter der sowjetischen Besatzung

Von Max Krickow, Lange Straße 50, 4500 Osnabrück

Der Krieg hatte sein Ende gefunden, die Besatzungsmacht ihren Einzug gehalten. Wie das Leben weitergehen sollte, wußte niemand. Die Menschen sollten es aber bald lernen. Wie in anderen Kreisen, fanden sich auch in Neustrelitz Menschen, die von der Besatzungsmacht beauftragt wurden, die Verwaltung zu übernehmen. Nach einigen Monaten war der Kontakt zur Landesregierung in Schwerin wieder hergestellt.

In jenen Tagen wurde der Berichterstatter von der Landesregierung einem Forstamt in der Umgebung von Neustrelitz zugeteilt, zu dem 6 Reviere mit vorwiegendem Kiefernbestand gehörten. Der Forstmeister, der dieses Forstamt leitete, war in dienstlicher Hinsicht ein korrekter Mann. Die Dienstobliegenheiten beschränkten sich nicht nur auf den Innendienst im Forstamt, sondern gleichfalls auf den Außendienst.

Der Wildbestand in den Revieren war stark zurückgegangen, die Ausübung der Jagd mit der Waffe für die im Forstdienst Beschäftigten war nicht statthaft, weil sämtliche Jagdwaffen auf Anordnung der zuständigen Kommandantur bei derselben abgegeben werden mußten. Der Besitz einer Waffe konnte nach den damals erlassenen Bestimmungen mit dem Tode bestraft werden. So mußte die Ausübung der Jagd der Besatzungsmacht überlassen bleiben.

Die Sowjets jagten auf alles, zeigten aber eine starke Abneigung gegen Schwarzwild. Die dadurch geschonten Schwarzkittel fügten der Landwirtschaft großen Schaden zu. Die Einfriedigungen der Äcker waren durch Kriegseinwirkungen beschädigt. Hatte man Kartoffeln gepflanzt und es wechselte in der Nacht eine Rotte Schwarzwild, so war alle Arbeit umsonst gewesen. Die Landbevölkerung griff zur Selbsthilfe. Fallgruben wurden gebaut, Tellereisen und Schwanenhälse gelegt. Die Schmiede stellten Saufedern her, mit denen man den gefangenen Schwarzkitteln auf die Schwarte rücken wollte. Kartoffeln und Mais dienten zur Schüttung der Fallgruben. Den Mais hatte der Eichelhäher bald gefunden, obwohl noch reichlich Kartoffeln auf den Fallgruben lagen, wurden dieselben vom Schwarzkittel nicht angenommen.

Oft konnte man vom Waldrand her die enttäuschten Gesichter der Fallgrubenbesitzer beobachten, wenn sie sich mit der Saufeder in der Hand näherten, um das Wild abzufangen. Es ist vorgekommen, daß sich der Besitzer bei der Kontrolle in seiner eigenen Fallgrube fing und aus der Tiefe von 3 m befreit werden mußte, weil er aus der sorgsam mit Brettern versteiften Grube allein nicht herauskam. Obwohl der beim Bau der Fallgruben ausgehobene Sand fortgebracht worden war, um die natürliche Lage nicht zu verändern, fing sich höchstens dann einmal etwas, wenn mit Hunden gehetzt wurde.

Hätte sich tatsächlich Schwarzwild so leicht in Fallgruben fangen lassen, wie man es erwartet hat, wäre heute nichts mehr vorhanden. Wer die Eigenschaften des Schwarzwildes kennt, benötigt keine weiteren Erklärungen. Tellereisen haben sich gleichfalls nicht bewährt, da meist nur in der Feder zu schwache Eisen vorhanden waren.

Der Berichterstatter war eines Tages mit einem Kollegen im Außendienst unterwegs. Während einer Ruhepause tauchte ein sowjetischer Offizier auf, der nach dem Weg zum nächsten Dorf fragte. Er hatte einen Drilling geschultert und die beiden Forstleute erkannten sofort, daß er etwas schießen wollte, sich aber verlaufen hatte. Sie führten ihn durch eine Schonung, in der sie entdeckten, daß sich ein Stück Schwarzwild in einer Schlinge gefangen hatte. Sie erkannten, als sie näherkamen, daß es ein kleiner Überläufer war. Die beiden

Männer, nur mit ihrem Taschenmesser bewaffnet, forderten den Offizier auf, den Überläufer zur Strecke zu bringen. Als der aber den Schwarzkittel äugte, lief er davon und stieg schnell auf einen Baum. Er war auch erst bereit herunterzukommen, als ihm klargemacht worden war, daß der kleine Schwarzkittel in der Schlinge festsaß, dann brachte er den Überläufer zur Strecke. Wenn die beiden Forstmänner gehofft hatten, den Überläufer zu bekommen, sahen sie sich getäuscht. Der Offizier warf das Stück, ohne es aufzubrechen, über die Schulter und verschwand in Richtung auf das Dorf. Die beiden aber hatten aus diesem Vorfall gelernt. Wenn in der Folgezeit ein Eichelhäher aus der Ferne den Warnruf gab, brachte man sich in Sicherheit.

Da während der damaligen Zeit die Ernährung auch für die Forstleute schlecht war, blieb nur der Fang mit den Tellereisen und dem Schwanenhals für Dachs übrig.

Im Herbst spürte der Berichterstatter im Revier einen Dachs und fand bald den Bau mit dem gut befahrenen Wechsel, den der Dachs benutzte seine Losung abzusetzen. Er stellte ein Eisen in den Wechsel, da nach Erfahrung die meisten Fehlfänge zu verzeichnen sind, wenn die Eisen in die Röhre gestellt werden.

Nach alter Waidmannsweisheit fängt sich Raubzeug am dritten oder am fünften Tag. Aus diesem Grunde revidierte der Berichterstatter sein Eisen fünf Tage später. Beim Näherkommen hörte er Laute, die ihm nicht fremd waren. Er brachte sein Fahrrad in Sicherheit und schlich in guter Deckung näher. Er sah, daß sich ein Offizier der Roten Armee im Eisen gefangen hatte, aus dem er sich nach langem Mühen befreien konnte. Er zog sofort den Stiefel aus, um festzustellen, ob Zehen verletzt worden waren. Er schien Glück zu haben, denn er zog den Stiefel wieder an, warf das Eisen mit Kette und Anker fort und pirschte weiter. Man durfte dem Offizier nicht zur Hilfe kommen, da man sich in die Gefahr begeben hätte, bei evtl. Verletzungen zur Verantwortung gezogen zu werden. Nach einigen Wochen nahm der Dachs den altgewohnten Wechsel wieder an und wurde gefangen. Nach längerem Wässern und guter Zubereitung schmeckte der Dachs zur damaligen Zeit recht gut.

Die Klagen der Landwirtschaft über das Schwarzwild mit der Bitte um Bekämpfung, wurden immer dringlicher vorgetragen. So erließ endlich die Landesregierung in Schwerin eine Verfügung an die Forstämter, daß Saufänge gebaut werden sollten. Mit dem Bau wurde in den Revieren, in denen Schwarzwild war, sofort begonnen.

Nach Fertigstellung der Saufänge waren auch die vom Schmied hergestellten Saufedern fertig. Die Falltüren vom Saufang wurden fängisch gestellt und jeder Forstmann war guter Hoffnung. Oft kam es vor, daß eine Rotte im Saufang gewesen war, ohne sich gefangen zu haben. Ein Forstmeister hatte die gute Idee, an den Galgen, wo sich die Auslösung befand, eine lange Stange mit weißer Fahne zu befestigen, die über die Kieferschonung hinausragte. So konnte der Saufang von der Oberförsterei aus überwacht werden. Waren die Falltüren zugeschlagen, so konnte man die Fahne nicht mehr sehen. Der Forstmeister schickte dann sofort jemanden zum Saufang, um feststellen zu lassen, wieviel Schwarzkittel sich gefangen hatten. Allzuhäufig jedoch kamen die ausgesandten Forstleute mit der Meldung zurück, leere Saufänge und Spuren von Menschen vorgefunden zu haben. Der Zorn der Forstleute war nur allzu verständlich, umso mehr, wenn man berücksichtigte, daß in der einsamen Gegend eigentlich nur die Waldarbeiter, die an der Errichtung der Saufänge mitgearbeitet hatte, als Urheber der üblen Scherze in Verdacht kommen konnten. Oft waren noch Änderungen an den Auslöseknüppeln vorzunehmen, durch die vom Schwarzwild die Auslösung der Falltüren mit dem Gebrech verursacht wurde. Ein mutiger Forstmann kletterte, sobald sich ein Stück gefangen hatte, in den Saufang, um das Stück mit der Saufeder abzufangen. Welch interessante Bilder boten sich hier. Der Jäger wurde sofort angenommen, wenn er dem Schwarzkittel gegenüberstand und mußte vielfach die Flucht ergreifen, um das Leben zu retten. Gewöhnlich blieb die Saufeder im Saufang zurück, da keine Zeit mehr war sie mitzunehmen, und das Schwarzwild mußte durch Öffnen der Falltüren befreit werden.

Natürlich wurde trotz allem manches Stück Schwarzwild zur Strecke gebracht, aber auf welche Art, das sich vorzustellen, muß dem Leser überlassen bleiben. Lehrgeld mußten alle

Beteiligten erst zahlen. Wer noch keinen Saufang gesehen hat, kann sich schlecht eine Vorstellung dieser Fangmethode machen. Es erwies sich, daß die Fangmethode in keiner Weise ausreichte. Schließlich wurde die Landbevölkerung energisch bei der Kommandantur vorstellig und forderte Maßnahmen zur Bekämpfung des Schwarzwildes. Daraufhin stellte die Kommandantur Flinten der Kaliber 12 und 16 mit Brennekegeschossen und Schrot zur Verfügung. Repetierbüchsen mit Zielfernrohr und Hochgeschwindigkeitspatronen gab es nicht. Waffen mit gezogenen Läufen wurden nicht ausgegeben.

Die Jagd wurde von der Volkspolizei angeordnet, die die Forstleute hinzuzog und Waffen und Munition ausgab und nach Beendigung der Jagd wieder einzog. Da man nicht wußte, wie die Flinten schossen, war die Treffsicherheit sehr unterschiedlich. Trotzdem wurde manche gute Strecke beim Schwarzwild verzeichnet. Das erlegte Wild mußte abgeliefert werden, der Aufbruch fiel den Schützen zu. An solchen Jagden beteiligten sich der Landrat und andere hohe Funktionäre.

Nach einiger Zeit trat jedoch im Forstdienst in Mecklenburg eine Änderung ein. Die Forstämter, die bis dahin dem Landesforstamt Schwerin unterstanden, wurden zu staatlichen Forstwirtschaftsbetrieben umgewandelt. Das jetzige Landesforstamt befindet sich in Waren-Müritz. Es kam ein kleiner Lichtblick in der Forstwirtschaft. Erfahrene Forstleute hielten 3-monatige Lehrgänge zur Vorbereitung der Jagdscheine ab, an denen jeder ohne Standesunterschied teilnehmen konnte. Die Jagd wurde im Kollektiv ausgeübt. Die Waffen und Munition verblieben auf den Forstämtern unter Verschuß und wurden für Jagden von dort ausgegeben und eingezogen. Einige Forstleute erhielten ständig eine Waffe. Hege, Pflege und Schonzeiten wurden festgelegt und Abschlußpläne herausgegeben. Diese Abschlußpläne lagen bei den Oberförstereien und ergänzten sich durch die monatlichen Wildbestandsmeldungen der Revierförster, wonach der Abschlußplan bestimmt wurde. Das geschossene Wild mußte beim Rat des Kreises abgeliefert werden. Eine Jagd zu pachten gab es nicht mehr. Die Belegschaften des volkseigenen Gutes und die selbständigen Bauern durften die Jagd nicht mehr selbst ausüben.

Der Wildbestand konnte nach einigen Jahren auf einem den Verhältnissen nach zufriedenstellenden Stand verzeichnet werden. Durch Kahlschläge waren viele Schonungen entstanden, die das Wild gern als Einstandswechsel benutzte. Wildäcker waren neu entstanden. Nur gegen Schälern und Verbiß kämpfte man mit Schwierigkeiten. Dem Schwarzwild war wegen der Landwirtschaft besondere Zuneigung gewidmet.

Auch diese Jagd wurde mit Flinten und Brennekegeschossen ausgeübt. Da man mit Brenneke höchstens auf 40 Schritt einen tödlichen Schuß anbringen kann, mußten viele Forstleute das Pirschen auf den empfindlichen Schwarzkittel erst wieder lernen. Diese Jagd bereitete dennoch viel Freude, auch wenn sie große Schwierigkeiten mit sich brachte. Rot- und Damwild hatte sich in den Jahren gut erholt, und es kamen in manchen Revieren gute Hirsche zum Abschluß. Am 29. September 1958 wurde von einem Revierförster auf der Insel Rügen am Kudelritzer Rohrplan bei Trenf mit Flinte und Brennekegeschosß ein 22-Ender erlegt. Die Stangenlänge betrug 91 cm, Außensprossen 38 cm Mittelsprossen 44 cm, Rosenumfang 25 cm, Auslage 58 cm. Gewicht 10 kg. Der Hirsch war etwa 18 Jahre alt. Das Flintenlaufgeschosß hatte auf 28 Meter Entfernung die Halsschlagader am Trägeransatz zerrissen und die Wirbelsäule angeschlagen.

Ein besonders schmerzliches Kapitel war der ständig steigende Holzeinschlag, dem die mecklenburgischen Wälder anheimfielen. Der Holzeinschlag wurde und wird auch heute noch das ganze Jahr hindurch durchgeführt. In den Kiefern-Altholzbeständen wurden Durchforstungen angeordnet. Die Forstämter erhielten sortimentsweise das Einschlagsoll auferlegt. Lagerplätze wurden eingerichtet, um eine sofortige Holzabfuhr zu ermöglichen. Die Verladung der angefahrenen Hölzer klappte nicht wie vorgesehen, weil der Einschlag größer war, als Waggons zur Verfügung gestellt wurden. Dadurch ging viel Nutzholz wegen inzwischen eingetretener Lagerfäulnis verloren und mußte als Faser oder Brennholz aufgearbeitet werden. Den Laubholzbeständen erging es nicht besser. Auf den Lagerplätzen

konnte man im Sommer die Buchenstämme nicht klammern, weil Klammern nicht vorhanden waren und an eine Beschaffung auch nicht zu denken war. Die Buchenstämme rissen und waren als Nutzholz nicht mehr zu verwenden.

Im Laufe einiger Jahre waren erhebliche Kahlschläge vorhanden, deren Aufforstung mit großen Schwierigkeiten verbunden war, weil die Pflanzen aus den vorhandenen Pflanzgärten nicht ausreichten. Aus diesem Grunde wurden Zapfenpflücker ausgebildet, um Kiefern und Fichtensamen zu gewinnen. Die Samenklinganstalt (Darre) in Rothemühl bei Jatznick, Kreis Pasewalk, war noch nicht wieder instandgesetzt. So mußte man sich auf die primitivste Art zu helfen versuchen. Erst im Jahre 1948 eröffnete die Darre wieder ihren Betrieb. Jetzt wurden die gepflückten Zapfen nach dort gebracht und Samen ausgegeben. Kämpfe wurden angelegt und die Aufforstung ging langsam voran. Gleichfalls in den Laubholzbeständen waren Fortschritte zu verzeichnen. Durch die Aufforstungen sind viele Hektar Kiefern Schonungen entstanden, die dem Wild guten Einstand gewährten. Es gab indes keine Möglichkeit das Schälen und Verbiß zu verhindern, weil Draht zur Einzäunung nicht vorhanden war.

Die noch vorhandenen Kiefernbestände wurden nach einigen Jahren zur Harzung freigegeben. Auch für diese neue Aufgabe mußten erst Leute ausgebildet werden. In den Wintermonaten wurden die Kiefernstämme gerötet, indem mit Bügelschabern die Grobrinde entfernt wurde, so entstanden die Lachten. Ende April wurde mit dem Reißen begonnen. In Abständen von fünf Tagen wurden die Stämme mit dem Schneideholz geschnitten. Es entstanden Rillen von ca. 5 mm Breite und 2 bis 3 mm Tiefe. Sie öffneten die Harzkanäle. Der Harz floß durch eine Tropfrinne in einen am Stamm befestigten Topf. Schon nach 18 bis 20 Stunden war der Harzfluß erschöpft. Der Baum konnte sich nur 5 Tage erholen und wurde dann aufs neue geritzt. Es erhebt sich unwillkürlich die Frage, ob die Harzgewinnung den Kiefern schadet. Den Forstleuten wurde gelehrt, daß sei nicht der Fall, denn das Harz sei ja nicht der Lebenssaft des Baumes, sondern nur ein Schutzstoff gegen die Fäulnis. Das Harz stellt neben dem Holz einen sehr wichtigen Rohstoff dar. Es hat in der SBZ eine große wirtschaftliche Bedeutung. Es wird zur Herstellung von Harzölen, Arzneistoffen, Seifen und Firnissen verwandt. Harz ist wasserunlöslich und kann nur in Alkohol, Benzol, Äther und Terpentinöl aufgelöst werden. Es hat die bemerkenswerte Eigenschaft, gegen Fäulnis absolut unempfindlich zu sein. Kiefernharz ist eine von hundert Harzsorten. Aus ihm werden 20% Terpentinöl, 70% Kolophonium und 10% Bleistoffe gewonnen. Die Papierindustrie benötigt 47,6% des erzeugten Kolophoniums, die Farbindustrie 17,6% zur Herstellung von Farben und Lacken, 14,4% die Kunstharzindustrie.

Der Plan eines staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes sah vor, daß drei Harzbrigaden 330 to Harz zu gewinnen hatten. Die Brigaden brachten es aber auf 404 Tonnen.

Unvernünftige Menschen zerstörten jedoch häufig die Harzgeräte mutwillig, wobei das bereits gewonnene Harz auf den Boden lief und verloren war, sehr zur Sorge der Harzarbeiter, die ja ihr Soll zu erfüllen hatten und nach der abgelieferten Menge bezahlt wurden.

Sämtliche Kiefernbestände waren für eine 5-jährige Harzung vorgesehen. Oft mußten Leitern angefertigt werden, um die Lachten an den Stämmen erreichen zu können, da sie schon so hoch lagen, daß sie vom Boden aus nicht mehr zu erreichen waren.

Die Arbeit eines Revierförsters in der SBZ ist bestimmt nicht leicht. Wie oben erwähnt, wurde der Holzeinschlag nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer durchgeführt. Hatte ein Förster seine Leute im Stammholz eingesetzt, wurde Grubenholz gefordert. Kaum daß dieses angerissen war und der Einschlag begann, kam eine Auflage in Masten und Ramppfählen und dann in Derstangen. Außerdem waren Klagen über Schwarzwild zu prüfen und Abhilfe zu schaffen. Durch das ständige Hin und Her war es außerordentlich schwierig, den Planaufgaben gerecht zu werden.

In der Hoffnung, dem Leser einen kleinen Einblick in die Arbeitsmethode und Verhältnisse im Forstdienst in der SBZ gegeben zu haben, soll dieser Bericht seinen Abschluß finden.

Ansichtskarten rufen Erinnerungen wach

Mirow, im ehemaligen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz gelegen, wurde 1227 als Johanniterkomturei gegründet. Stadtrechte erwarb der zuvor als Flecken bezeichnete Ort erst in unserem Jahrhundert. 1905 zählte Mirow knapp 1700 evangelische Einwohner. Den landschaftlich schönsten Teil des kleinen Städtchens bildet die vom Wallgraben und vom Mirower See begrenzte Schloßinsel. Auf ihr befinden sich die evangelische Kirche mit der großherzoglichen Gruft, das Schloß und das ihm gegenüberliegende Kavaliershhaus. Auf einer Landzunge der Insel fand seinem Wunsch entsprechend der letzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Adolf Friedrich VI., seine letzte Ruhestätte; er hatte im Februar 1918 seinem Leben selbst ein Ende gemacht.

Zur Schloßinsel gelangt man durch das „Torhaus“, dessen Räume zuletzt von der Stadtverwaltung genutzt wurden. Vor dem Torhaus überspannt eine Brücke den Wallgraben; begrenzt wird sie beiderseits von einer kunstvoll aus versetzten Ziegeln errichteten Mauer.

Mittelpunkt der Stadt ist die von der Amtsstraße, der Schloßstraße, der Töpferstraße und der Strelitzer Straße gebildete Kreuzung. Auf dem Foto mit der Litfaßsäule öffnet sich uns der Blick auf die Amtsstraße, die zum früheren Sitz des Bürgermeisters und zum Forstamt führt. Die heute staatliche Apotheke besteht, seinerzeit noch als Privatbetrieb, bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts oder gar seit noch längerer Zeit. Der Wegweiser, in der Mitte des Bildes, weist die Entfernungen zu den Städten Neustrelitz (25 km), Wesenberg (10 km), Wittstock (52 km) und Röbel (22 km) aus. Links im Bild sehen wir, im Eckhaus zur Schloßstraße, den Laden des früheren Kaufmanns Wittholz.

Die Schloßstraße – rechts im Bild wiederum das Eckhaus mit dem Kaufmannsladen – trägt heute den Namen Karl-Marx-Straße. Im angrenzenden Haus befand sich in den



Schloß



Torhaus



Blick in die Amtsstraße



Karl-Marx-Straße, früher Schloßstraße



Hotel „Schwarzer Adler“

dreißiger Jahren „Kaisers Kaffee-Geschäft“. Das dritte Haus ist das Hotel „Schwarzer Adler“, ein früher von den Honoratioren der Kleinstadt mit Vorliebe aufgesuchtes Lokal. Fast hundert Jahre, bis kurz nach dem Ende des ersten Weltkrieges, war es im Besitz der Familie Will. Ihm gegenüber lag die gleichfalls gern besuchte, den Mirowern unter dem Namen „Blaue Maus“ bekannte Weinstube von Paulchen Handreck.

Den Abschluß der rechten Häuserzeile bildete das Pfarrhaus. Im letzten Haus linker Hand unterhielt der Jude Rosenberg ein Textilgeschäft, bis er 1934 Deutschland verließ und mit seiner Familie nach Südamerika auswanderte. Es müssen früher in Mirow weit mehr jüdische Familien seßhaft gewesen sein, gab es doch noch in den zwanziger Jahren eine zu dieser Zeit allerdings nicht mehr genutzte Synagoge; sie stand am Fischergang, einem Verbindungsweg von der Mühlenstraße zur Töpferstraße. Dem Verfall preisgegeben, wurde sie bereits vor 1933 mit Bulldozern dem Erdboden gleichgemacht. Ein gleichfalls sich selbst überlassener jüdischer Friedhof befand sich im benachbarten Mirowdorf.

Vom Ende der Schloßstraße biegt man nach links in die Mühlenstraße ein; nach rechts führt der Weg zur Schloßinsel. Baulich hat sich, wie uns die Ansichtskarten zeigen, am Bild der alten Mirower Straßen wenig oder gar nichts seit der Jahrhundertwende geändert. Selbst ihr Kopfsteinpflaster blieb erhalten und gottlob auch der alte Eichen- und Lindenbestand am Ende der Schloßstraße, den Mirowern unter dem Namen „Am grünen Zaun“ bekannt. Vieles ließe sich noch über Mirow, über seine Häuser und ihre Bewohner erzählen. Die Ansichtskarten werden manche Erinnerungen in denen wachrufen, die ihre Heimatstadt nach dem Zusammenbruch, aus welchen Gründen auch immer, verlassen mußten. D.

Nachruf

Wir haben die traurige Pflicht unseres am 29. 8. 1983 verstorbenen Caroliners Dr. med. Friedrich-Carl Meltz, Arzt in Hohenlimburg, zu gedenken. Noch im vergangenen Jahr hatte er, obwohl er noch immer als Arzt tätig war, die Zeit gefunden, sich seiner Liebe zur Musik in seinen Jugendjahren in Neustrelitz zu erinnern und darüber in dem Beitrag im Heft 87 des Carolinum über das Landestheater vor ca. 60 Jahren zusammen mit Hans-Joachim Heise zu berichten.

In den damals mit ihm gewechselten Briefen kamen viele Erinnerungen und gemeinsame Interessen mit Freunden von früher wieder zu Tage, die wir längst vergessen geglaubt hatten. Von zwei Gedichten, die er schickte, stand am Ende seines Beitrags im vorigen Heft das Gedicht ‚Undine‘, das andere möge nun hier folgen:

Taubenflug

Wie Zacken grauen Stahles gleiten Tauben
am weißverhängten Himmel steil empor.
Sie kreisen um des Domes hohen Chor,
um hoch und immer höher sich zu schrauben.

Und fernhin trägt sie ihrer Schwingen Schlag,
als wollten sie der Erde Last entfliehn.
Geduld, es wird auch sie herniederziehn,
noch jedem Hochflug ward sein letzter Tag.

Doch unermüdlich werden sie erstreben,
was ihres Blutes dunkle Sprache spricht:
Es brennt die Sehnsucht, und es ruft das Licht.
Nur die Erfüllung trägt und stillt ein Leben.

F. C. M.

Bücher und Buchbesprechungen

Bernhart Jähniß (Hg.), Beiträge zur mecklenburgischen Kirchengeschichte, Böhlau-Verlag Köln–Wien, 1982, 159 S. (Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde Heft 6).

Wenn auch die Kirchengeschichte Mecklenburgs ihre gültige Darstellung durch Karl Schmaltz schon gefunden hat, lohnen doch weitere Detailforschungen, wie der vorliegende Sammelband zeigt. Er vereinigt, wie in solchen Fällen üblich, Beiträge unterschiedlicher Wichtigkeit. Wolfgang Seegrün beschäftigt sich mit „Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen und Gottschalk, Großfürst der Abodriten (1043–1066/72)“ (S. 1–14). Dabei werden zunächst die Primatspläne Adalberts und seine Personalpolitik bei Besetzung der Missionsbistümer behandelt, um dann die kirchlichen Zuständigkeiten im ostseewendischen Gebiet zu erörtern; Adalbert hat dem wendischen Herrscher Gottschalk die Ausgestaltung der neuen Bistümer überlassen – eine Chance für den Aufbau eines eigenen slawischen Kirchenwesens in diesem Gebiet, die durch den großen Aufstand von 1066 zerstört worden ist. Bernhart Jähniß liefert eine referierende Übersicht über den Inhalt der Habilitationsschrift von Jürgen Petersohn. „Der südliche Ostseeraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reichs, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert“. Mission – Kirchenorganisation – Kultpolitik (Köln/Wien 1979) (S. 15–23). Friedrich Bock (+) – Hans Koeppen (+) legen „101 Regesten Schweriner Papsturkunden 1158–1408“ (S. 26–70) vor, die in den seit 1945 in Westdeutschland befindlichen Teilen des Schweriner Staatsarchivs enthalten sind; Bernhart Jähniß macht anschließend „Anmerkungen“ zur Zusammensetzung des Urkundenbestandes (S. 71–79). Hildegard Thierfelder stellt die zwischen 1276 und 1509 ausgefertigten 31 „Papsturkunden im Rostocker Stadtarchiv“ vor (S. 81–101); der größte Teil dieser Urkunden entstammt der Provenienz der Rostocker Klöster. Ein interessantes Zwischenspiel der mecklenburgischen Kirchengeschichte beleuchtet Josef Traeger: „Wiederbesetzungsversuche des Schweriner Bischofssitzes im 17. Jahrhundert“ (S. 103–119). Nach dem Tode des Bischofs Peter Wolkow 1516 wurde das Bistum Schwerin Gegenstand landesfürstlicher Hausmachtspolitik, erst Wallenstein bemühte sich 1628/29 um eine Wiederbesetzung des Bischofsstuhles, ohne wegen der Kürze seiner Herrschaft in Mecklenburg bei der Kurie zum Erfolg zu kommen. Eine fürstliche Laune führte dann zu einem neuen Anlauf: Der konvertierte Herzog Christian Louis I. präsentierte 1680 und 1689 in Rom Kandidaten für das wiederzuerrichtende Bistum Schwerin, aber gleichfalls erfolglos. Da das Stiftsgebiet 1648 im herzoglichen Territorium aufgegangen war, mußten im übrigen beide Kandidaten vor der Präsentation auf die Ansprüche aus den Temporalia Verzicht leisten. Auch Niels Stensen als Bischof in Schwerin 1685/86 wird von Traeger kurz behandelt. Iselin Gundermann, „Die preußische Union von 1817 und ihre Wirkung in Mecklenburg-Schwerin“ (S. 121–140), berichtet zunächst ausführlich über die Motive und den Vollzug der Union in Preußen, um danach auf die gegenläufige kirchliche Entwicklung in Mecklenburg einzugehen, wo ein Reskript Friedrich Franz' I. 1818 die Übernahme der Union ablehnte – freilich war sie angesichts der ganz geringen Zahl von Reformierten im Lande auch kein drängendes Problem. Stattdessen vollzog sich in Abkehr vom Rationalismus eine Wendung zur neulutherischen Orthodoxie, deren vornehmster Vertreter Theodor Kliefoth war, dessen scharfe Absage an alle Bestrebungen zur verantwortlichen Beteiligung des Laienelements in der Kirche im Verdikt gipfelte: „Die Presbyterial- und Synodalverfassung ist auf kirchlichem Gebiet in derselben Weise eine Lüge, wie der Konstitutionalismus auf politischem Gebiet eine Lüge ist“ (S. 138). Robert Stupperich, „Fritz Reuter und die Kirche“ (3. 141–148), sammelte

aus Reuters Werken und Briefen Belege, in denen sich dessen kirchliche Anschauung und sein Urteil über die kirchlichen Zustände in Mecklenburg widerspiegeln; auch Würdigungen, die Reuter in kirchlichen Zeitschriften erfahren hat, werden zusammengestellt.

Ein Register, das alle im Band vorkommenden Personen- und Ortsnamen erfaßt, schließt den insgesamt ertragreichen, in einzelnen Beiträgen auch einen breiteren Leserkreis ansprechenden Band ab.

Heidelberg

Prof. Dr. Eike Wolgast

In der Sammlung der „Bauwelt-Fundamente“ im Verlag Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig, ist 1982 ein weiterer Band der Reihe unter dem Titel „Heinrich Tessenow – Geschriebenes. Gedanken eines Baumeisters“ erschienen. Es sind die schriftlichen Äußerungen des bekannten in Rostock geborenen Architekten und bedeutenden Lehrers des Bauens an den Akademien in Wien und Dresden sowie an der Technischen Universität Berlin, Heinrich Tessenow. (1875–1950).

Tessenow's Gedanken kreisen nicht nur um das Bauen im besonderen, sondern um das Leben und Arbeiten der Menschen allgemein und gewinnen, bei kritischer Betrachtung unseres Denkens und Schaffens in den vergangenen Jahrzehnten, mehr und mehr an Bedeutung für die Gegenwart.

In diesem Zusammenhang sei auf weitere in den letzten Jahren erschienene Bücher hingewiesen:

Gerda Wangerin/Gerhard Weiß: „Heinrich Tessenow 1876 – 1950“ herausgegeben von der Heinrich Tessenow-Gesellschaft, Verlag Richard Bacht GmbH Essen. Dieses mit Zeichnungen und Photos seiner Arbeiten reich bebilderte Buch stellt das gesamte Lebenswerk Tessenow's anhand seiner Pläne und Zeichnungen dar und ist aus der Sicht einer jüngeren Generation, die Tessenow nicht mehr selbst gekannt hat, in seiner wachsenden kultur- und baugeschichtlichen Bedeutung gesehen.

Prof. Dr. Erich Kulke „Heinrich Tessenow durchwandert das Hannoverische Wendland“ Sonderheft 8/78 der Zeitschrift Niedersächsische Baupflege. Der mit Photos und Zeichnungen reich illustrierte Band enthält mit der Beilage Nr. 11 der Leipziger Bauzeitung Jahrgang 1906 einen illustrierten Aufsatz: „Das Bauernhaus im hannoverschen Wendland“ von Heinrich Tessenow.

Beide Bücher sind auch durch den Mecklenburger Buchversand, Amelunghauser Str. 4, 2800 Bremen 41, Ruf 0 42 / 46 00 16 zu beziehen, der über den Preis gern Auskunft erteilt. Schließlich sei noch hingewiesen auf den Beitrag von Theodor Böll in „Unser Mecklenburg“ Nr. 4/1983: „Der Heinrich Tessenow-Nachlaß in der Kunstbibliothek Berlin“: der neben einer kurzen Einführung in die Entwicklung und die allgemeinen Aufgaben der Kunstbibliothek die Erhaltung und Katalogisierung des zeichnerischen und schriftlichen Nachlasses Tessenow's und die weltweite Bedeutung des Tessenow-Archivs erläutert.

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

47. Jg. – Nr. 90

Göttingen

Winter 1983/84

Bericht über die Vorstandssitzung am 2. September 1983 in Marburg/Marbach

Zu Beginn des 12. Caroliner-Treffens in Marburg/Marbach fand im Hotel Berggarten am 2. 9. 1983 eine Vorstandssitzung statt, an der folgende Vorstandsmitglieder teilnahmen:

O. E. Heipertz, A. F. Wagner, P. Heitmann,
M. Ludewig, R. Schröder

Um 15 Uhr eröffnete der mit dem Vorsitz betraute O. E. Heipertz die Sitzung und begrüßte die anwesenden Mitglieder des Vorstands. Er gedachte zunächst der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder der Altschülerschaft und der Angehörigen von Mitgliedern, zu deren Gedächtnis die Mitglieder sich erhoben:

Frau von Bergen geb. Jerchel verlor ihren Ehemann am 3. 7. 1983.

Ob. Stud. Dir. Dr. Herbert Müller-Praefke verlor seine Ehefrau am 5. 7. 1983.

Der Kassenwart M. Ludewig legte die Abrechnung des vergangenen Jahres vor. Die Kassenprüfung konnte noch nicht vorgelegt werden, da der Kassenprüfer O. Putzier noch nicht anwesend war. Danach berichtete O. E. Heipertz, daß sein auch im Carolinum erschienener Artikel über Heinrich Schliemann in der Tagespresse vielfach erschienen sei, vor allem aber, daß das der 250-Jahrfeier der Stadt Neustrelitz gewidmete Heft Nr. 88 des Carolinum mit der von Frau A. Wagner verfaßten Chronik der Stadt großen Anklang bei den Lesern gefunden habe.

Es wurde beschlossen, daß den aus der DDR anwesenden Gästen neben der Einladung zum Festessen ein Zuschuß von DM 100,- je Person gezahlt werden solle.

Die Sitzung wurde so rechtzeitig geschlossen, daß mit der im gleichen Raum stattfindenden Hauptversammlung um 17.00 Uhr begonnen werden konnte, zu der sich einschl. des Vorstandes 44 Personen eingefunden hatten.

Nach der Eröffnung der Sitzung durch O. E. Heipertz und herzlicher Begrüßung der Anwesenden brachte er zunächst zum Ausdruck, daß aus Anlaß der 250-Jahrfeier unserer Heimatstadt zu diesem nunmehr 12. Caroliner-Treffen nicht nur die früheren Schüler aller Neustrelitzer Schulen, sondern alle sich mit der Heimatstadt verbunden fühlenden Bewohner eingeladen seien. Nach Dankesworten von R. Schröder an den bisherigen Vorsitzenden P. Heitmann nahm dieser selbst das Wort zu einer ausführlichen Schilderung der Entwicklung der Altschülerschaft unter dem Vorsitz des letzten Direktors des Carolinums, Oberstudiendirektor Piehler, und dann unter seinem eigenen Vorsitz. Die Neuwahl des 1. Vorsitzenden und kommissarisch bereits seit zwei Jahren den Vorsitz führenden O. E. Heipertz erfolgte einstimmig. Als Stellvertreter wurde A. F. Wagner bestellt.

Danach nahm O. E. Heipertz als nunmehr bestätigter 1. Vorsitzender der Altschülerschaft das Wort zu einem Dank an P. Heitmann für seine langjährige einsatzfreudige Tätigkeit. Zugleich sprach er M. Ludewig für seine gewissenhafte Tätigkeit als Kassenwart den Dank der Altschülerschaft aus und stellte G. Jonas als Nachfolger mit Wirkung vom 1. 1. 1984 vor, der seine Bereitschaft zur Übernahme der Kassengeschäfte erklärte.

Auf Vorschlag von R. Schröder wurde die Aufnahme von J. Heise in den Vorstand beschlossen, um jüngere Jahrgänge für die kommende Zeit zu beteiligen. O. E. Heipertz dankte dann R. Schröder für die Vorbereitung des Treffens, da er selbst durch Krankheit daran gehindert war, sprach jedoch die Zuversicht aus, daß er nun wieder einsatzfähig sei.

Gedacht wurde unseres Lehrers und späteren Oberstudiendirektors des Lyzeums Dr. Herbert Müller-Präfke, der kürzlich den 93. Geburtstag begehen konnte. Dann wurden durch den Gast aus den USA Th. W. Knaacke Grüße von dem inzwischen verstorbenen früheren Schüler des Carolinum Dr. med. Fr. Rosenthal übermittelt, die er ihm bei einem Besuch zu Beginn des Jahres mit herzlichen Gedenkworten für einige seiner früheren Lehrer und Mitschüler noch aufgetragen hatte.

Zum Schluß der Hauptversammlung wurde der Termin für das nächste Treffen auf das 1. Wochenende im September 1985 festgesetzt.

Eine in Marburg beim Caroliner-Treffen auf Anregung von Frau Ilse Tesch veranstaltete Sammlung ergab für Krippenfiguren in der Stadtkirche DM 250,-. Für die Restaurierung der Kirche in Weisdin wurden DM 260,- gespendet.

R. S.

Ein an die Schriftleitung des Carolinum gerichteter Brief seiner Hoheit Ernst August zur Lippe wurde auf der Hauptversammlung verlesen. Hoheit ist ein Sohn des Fürsten Julius Ernst zur Lippe und seiner Gemahlin der Prinzessin Marie von Mecklenburg-Strelitz, und somit ein Enkel der letzten Großherzogin Elisabeth. Seine Hoheit schreibt, daß er seit vielen Jahren mit Freude und aus Anhänglichkeit an die Heimat seiner Mutter das ‚Carolinum‘ liest. Er erinnert daran, daß sich am 20. Juli d. J. der Todestag der letzten Großherzogin zum 50sten Male gejährt hat und daß der letzte Großherzog Adolf Friedrich VI. vor nunmehr 65 Jahren aus dem Leben ging.

Für das Treffen in Marburg wünschte er einen guten Verlauf und den Beteiligten viel Freude an der Wiederbegegnung.

Danksagung von Annalise Wagner

Liebe Caroliner, liebe Heimatfreunde!

Sehr erfreut und dankbar war ich an meinem 80. Geburtstag über die vielen für mich wertvollen Grüße und Gedanken und Gaben auf meinem blumengeschmückten Sonntagstisch in Ratzeburg. Ich danke Ihnen allen von Herzen und möchte jedem von Ihnen beide Hände herzlich drücken.

Ich kann Ihnen leider nicht die Gründe sagen, warum ich diesen Tag nicht in meiner Vaterstadt erleben mochte. Neben all dem jahrelangen großen Kummer flüchte ich mich noch hochkonzentriert in meine geistige Arbeit und Forschung, um der Gegenwart zu entrücken, die ich aber trotzdem hellwach aufnehme.

Auch Ihnen wünsche ich Wachheit in dieser schweren Zeit des Ungeistes und sparen Sie nicht mit guten Gedanken für das geteilte Herz Europas, das am Verbluten ist.

Ihre

gez. Annalise Wagner

Goldene Hochzeit

Das Mitglied unseres Freundeskreises, Buchdruckermeister i. R. Fritz Schröder und seine Frau Elisabeth geb. Pentzliehn, begingen am 1. 12. 1983 ihr 50jähriges Ehejubiläum. Beide stammen aus Mecklenburg, Fritz Schröder hatte in Burg Stargard eine Druckerei und war Verleger der dortigen Zeitung. Nach Verlust der Druckerei ging er mit seiner Familie in den Westen, fand in Hagen eine neue Heimat und arbeitete von 1946–1971 25 Jahre lang im technischen Betrieb der Tageszeitung Westfalenpost in Soest und Hagen.

Fritz Schröder vollendete am Tage der goldenen Hochzeit zugleich sein 80. Lebensjahr und, wie wir hoffen, begingen beide diesen Tag bei guter Gesundheit.

Hochzeit

Unser Caroliner, Dr. med. Hans Jerchel, teilt uns mit, daß sein Sohn, Dr. med. Andreas Jerchel, bereits am 16. 5. 1980 Sabine geb. Reichwald geheiratet hat und Tochter Britta am 10. September Hans Ulrich Meinke geheiratet hat.

Wie wir erfahren, feierte im August dieses Jahres Landessuperintendent i. R. Joachim Alstein und seine Frau Christel geb. Gnade das Fest der goldenen Hochzeit.

Geburtstage

Unsere Lyzeistin, Frau Luise Haenisch, geb. Rieck, vollendete am 12. Mai ihr 95. Lebensjahr. Sie war die Tochter von unserem Lehrer Professor Rieck sowie die Schwester von Ministerialrat Rieck und unserem Mitglied Dipl.-Ing. Walter Rieck, der lange Jahre bis zu seinem Tode unserer Altschülerschaft angehört hat.

Frau Oberstudienrätin i. R. Erika Grüder vollendete am 23. 6. 1983 ihr 87. Lebensjahr. Sie erfreut sich zufriedenstellender Gesundheit, konnte aber aus Altersgründen nicht mehr an unseren Treffen in Marburg teilnehmen.

Am 15. 7. 1983 vollendete das Mitglied der Altschülerschaft Neubrandenburg/Friedland und langjähriger Bezieher unserer Zeitschrift, Dr. jur. Ernst Marung, sein 89. Lebensjahr. Seit kurzem lebt er im Augustinum in Mölln.

Unser Caroliner Hans Hacker konnte am 23. 7. 1983 sein 75. Lebensjahr vollenden. Nach bestandenem Abitur trat er in den Zolldienst ein und war bis zu seiner Pensionierung in Kiel beschäftigt. Seit einigen Jahren lebt er in Überlingen. Leider konnte er, der auch immer in Marburg anzutreffen war, dieses Mal wegen Erkrankung nicht am Treffen teilnehmen, hofft aber beim nächsten Male wieder zu erscheinen, wie er schrieb. Wir wünschen gute Besserung.

Propst emer. Hans Schlie wurde am 27. 7. 1983 75 Jahre alt. Er besuchte das Carolinum und das Gymnasium in Waren, wo er auch das Abitur bestand. Nach vollendetem Studium wurde er in Warin ordiniert und amtierte später in den Gemeinden von Malchow, Gören, Helpt, Hinrichshagen und Satow. Am 1. 4. 1950 wurde er in Waren zum Propst ernannt. 1973 kam er mit seiner Familie in die Bundesrepublik und lebt jetzt in Reinbek. Auf unserem letzten Treffen in Marburg hielt er in der Elisabethkirche den Gottesdienst. Seine Predigt steht im Hauptteil dieses Heftes.

Am 5. 8. 1983 vollendete Ehrenfried Bahlcke sein 83. Lebensjahr. Schnurz, wie er immer genannt wurde, ist leider seit einigen Wochen recht krank, wir wünschen ihm aber recht baldige Genesung, damit er neben vielen anderen Interessen mit seinen Freunden, wie an jedem Dienstag, wieder seinen Skat dreschen kann.

Unser in Ostberlin lebender Caroliner Kurt Knorr vollendete ebenfalls am 5. 8. 1983 sein 80. Lebensjahr.

Frau Lisa Stoppel, geb. Oltmann, die Gattin unseres gefallenen Stud.-Rats Dr. Hans Stoppel, vollendete am 8. 8. 1983 ihr 85. Lebensjahr. Sie beging den Tag im Kreise ihrer Verwandten und Freunde sehr festlich.

Das Mitglied unseres Freundeskreises, Stud.-Rat Dr. phil Otto Witte in Iserlohn vollendete am 14. 8. 1983 sein 80. Lebensjahr. Er war langjähriger Kulturreferent der Landsmannschaft Mecklenburg.

Am 27. 8. 1983 konnte unser Caroliner, Lehrer am Carolinum und späterer Direktor des Lyzeum, Dr. phil. Herbert Müller-Praefcke sein 93. Lebensjahr vollenden. Es traf ihn ein harter Schicksalsschlag durch den allzu frühen Tod seiner Gattin, worüber wir an anderer Stelle berichten.

Am 31. 8. 1983 konnte unsere Carolinerin Luise Weisser-Holtz ihr 75. Lebensjahr vollenden. Auch sie haben wir wiederholt in Marburg treffen können.

Unser Vorstandsvorsitzer, Botschafter a. D. Otto E. Heipertz, vollendete am 2. 12. 1983 sein 70. Lebensjahr. Bei unserem letzten Caroliner-Treffen in Marburg wurde er als Vorsitzender einstimmig bestätigt, nachdem er auf Wunsch des Vorstandes den Vorsitz bereits seit 1981 geführt hatte.

Nach 12jährigem Schulbesuch (3 Jahre Bürgerschule, 9 Jahre Gymnasium Carolinum) in Neustrelitz legte er zu Ostern 1932 das Abitur „Mit Auszeichnung“ ab. Sein beruflicher Werdegang wurde 1933 nach anfänglichem Studium der Rechtswissenschaften unterbrochen. Zunächst fand er bei der Meckl.-Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn in Neustrelitz als Volontär Beschäftigung, danach bei der neuerrichteten Luftfahrt-Erprobungsstelle Rechlin und der Versuchsstelle Peenemünde. Von hier aus wurde er zum Reichsluftfahrtministerium nach Berlin versetzt. Dort setzte er zusätzlich nach den Dienststunden sein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften fort, das er 1940 mit dem Examen als Dipl.-Volkswirt abschloß. Bei weiterer Verwendung im Preußischen Staatsministerium wurde er 1944 zum Regierungsrat ernannt.

Nach dem Zusammenbruch fand er 1945 in der Abt. Wirtschaft beim Magistrat von Groß-Berlin sowie später in der Verwaltung für Wirtschaft, in Minden und Höchst, Verwendung. Von dort wurde er in die Niedersächsische Staatskanzlei berufen unter Ernennung zum Oberregierungsrat.

1952 wechselte Otto Heipertz in den Auswärtigen Dienst nach Bonn über, wo er nach 4^{1/2} Jahren als Referatsleiter im Auswärtigen Amt an verschiedenen Auslandsvertretungen (Konsulat Kapstadt,

Botschaft Damaskus) tätig war. In und nach dem sogen. „Prager Frühling“ (Jan. bis Aug. 1968) leitete er bis Ende 1973 die Handelsmission in Prag, danach im Range eines Gesandten nach Erreichung des vollen diplomatischen Status die Botschaft bis April 1974.

Ostern 1974 erfolgte unter Ernennung zum außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafter seine Versetzung nach Oslo, wo er bis zu seiner Pensionierung Ende 1978 blieb.

Er nahm seinen Wohnsitz in Bonn. Von hier aus wurde er in das Präsidium des Christlichen Jugenddorfwerkes Deutschlands – dem größten freien Träger für Bildung und Ausbildung junger Menschen in der Bundesrepublik mit inzwischen 112 Einrichtungen, davon 7 Internatsschulen – Gymnasien und Realgymnasien – berufen. Die Altschülerschaft wählte ihn 1979 in den Vorstand. Er wurde ferner in den Vorstand der Stiftung Mecklenburg e. V. gewählt und ist Gründungsvorsitzender des Kulturkreises Mecklenburg, Sitz Bonn.

An Auszeichnungen wurden ihm u. a. verliehen: Das Großkreuz des Königlich Norwegischen St. Olavs-Ordens und das Große Bundesverdienstkreuz.

Unsere Lyzeistin Käthe Rodberg geb. Ziegenspeck vollendete am 20. 9. 1983 ihr 70. Lebensjahr.

Unser Musiklehrer Albert Krietsch konnte am 24. 9. 1983 sein 86. Lebensjahr vollenden. Es wurde bei früherer Gelegenheit seiner gedacht.

Das Mitglied unseres Freundeskreises, Wilfried Bärenwalde, wohnhaft in Berlin, konnte die Vollendung seines 65. Lebensjahres feiern. Er ist Vorsitzender des Landesverbands Berlin der Landsmannschaft Mecklenburg.

Am 4. 10. 1983 konnte unsere Lyzeistin Mäxchen Keske geb. Lange-Karall auf 70 Jahre ihres Lebens zurückblicken. Sie feierte den Tag bei ihren Kindern in Hameln.

Unser Caroliner und langjähriges Mitglied unseres Vorstandes, Werner Praefcke vollendete am 14. 10. 1983 sein 80. Lebensjahr. Bei gutem gesundheitlichem Befinden konnte er diesen sehr festlich begehen. Zahlreich waren die Teilnehmer, seine Kinder und Enkel sowie weitere Verwandte und Freunde, die geladen waren.

Unser Caroliner Dr. Fritz Gössler, Abiturient Ostern 1928, vollendete am 8. 10. 1983 sein 75. Lebensjahr. Nach Studium der Physik und Promotion an der Universität Rostock wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Fa. Carl Zeiss in Jena und wirkte nach dem Kriege am Neuaufbau des Unternehmens in Oberkochen/Württemberg mit. 1953 erfolgte seine Berufung zum Geschäftsführer der Fa. Anschütz Kiel, die zur Zeiss-Gruppe gehört, und 1954 zum Vorstandsmitglied der Zeiss-Ikon A. G. 1969 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Kl. ausgezeichnet, hat sich Fritz Gössler für außerbetriebliche Belange eingesetzt und wurde Mitglied in verschiedenen Gremien der Wirtschaft sowie der Universitätsgesellschaft der Christian-Albrecht-Universität Kiel, die ihn für seine 10jährige Präsidentschaft zum Ehrenbürger ernannte.

Am 16. 10. vollendete Oskar Kuhn, der Gatte von Käthe Kuhn geb. Sünemann, die Lyzeistin und Lehrerin am Lyzeum war, sein 75. Lebensjahr. Wir wünschen ihm, daß er sich weiter gut von seiner Erkrankung erholen möge.

Ullrich Wolter, früherer Domänenpächter von Dewitz und Gatte von unserer Lyzeistin Margarete geb. Wendland, vollendete am 23. 10. sein 83. Lebensjahr.

Unser Caroliner Heinrich Tiedt vollendete am 27. 10. sein 80. Lebensjahr. Er gehörte dem 2. Abiturientenjahrgang unsere Realgymnasiums Ostern 1923 vor 60 Jahren an. Nach seiner Lehrzeit bei der Meckl. Strelitz'schen Hypothekbank und dem Studium am Pädagogischen Institut in Rostock wirkte er jahrzehntlang als Lehrer in Mecklenburg und zuletzt in Hamburg.

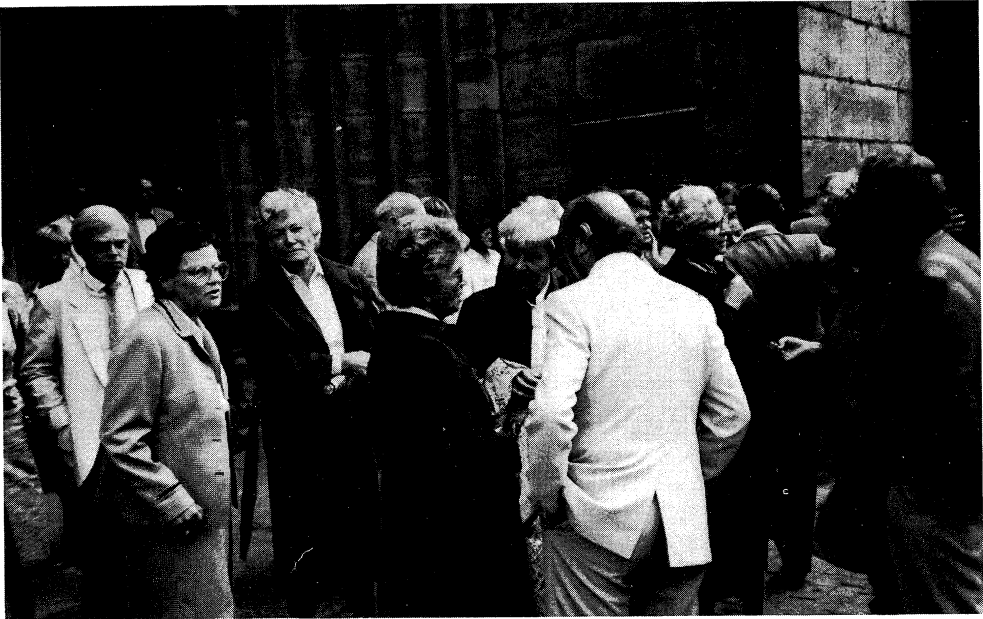
Fritz Roth, der Gatte von Ruth geb. Tolzien, vollendete am 14. 11. sein 82. Lebensjahr. Beide waren immer in Marburg bei unseren Treffen, so auch beim letzten Male im September. Wir wünschen ihm, daß seine Gehbeschwerden sich lindern mögen.

Unsere Lyzeistin und Abiturientin Brigitte Eger geb. Jerchel wurde am 30. 11. 1983 70 Jahre alt. Sie war mit Will Eger, der uns allen in lebhafter Erinnerung ist und immer an unseren Treffen teilgenommen hatte, verheiratet, der leider viel zu früh starb. Aus dieser Ehe gingen 2 Töchter hervor.

Am 7. 12. 1983 vollendete Landgerichtsrat a. D. Dr. jur. Max Klemm, Gatte von Lena geb. Sachse, sein 96. Lebensjahr. Er erfreut sich noch relativ guter Gesundheit und fährt heute noch mit dem Fahrrad durch die Umgebung von Stade.

WIR GRATULIEREN ALLEN JUBILAREN
AUCH AN DIESER STELLE HERZLICH

Schnappschüsse von unserem Treffen in Marburg



oberes Bild: Gespräche nach dem Gottesdienst in der Elisabethkirche auf dem Vorplatz der Kirche. Man erkennt: Theodora Dehn, Günther Barnewitz, Reni Blühdorn geb. Hustaedt, Brigitte Eger geb. Jerchel und Frau Krüger



und eine kleine Runde vor unserem Tagungslokal und erkennt hier von links: Christa Busse geb. Strübing, Ehepaar Heise und Ehepaar Barnewitz

Nachrufe

Wie uns durch den Schwiegersohn erst kürzlich mitgeteilt wurde, verstarb am 9. März 1983 unser Caroliner Richard Wegener in Paderborn.

Am 20. Juni 1983 verstarb unsere Lyzeistin Margot Rosenhainer geb. Magnus im Alter von 82 Jahren nach längerem Leiden in einem Pflegeheim in Hannover. Ihr einziger Sohn, Wolf Dietrich bestand als „primus omnium“ 1943 am Joachimsthalschen Gymnasium in Templin das Abitur und schon 1 Jahr später fiel er in der Schlacht bei Grodno. Den Schmerz über diesen Verlust hat sie nie verwinden können. Ihr Mann war der Bruder unseres Lehrers Ernst Rosenhainer, der noch an den ersten Treffen in Marburg teilnahm.

Nach langer schwerer Krankheit verstarb am 3. Juli 1983 Ewald von Bergen. Er war der Mann unserer Lyzeistin Dörthe geb. Jerchel.

Wie uns mitgeteilt wurde, verstarb in Neustrelitz am 4. Juli 1983 Schneidermeister Otto Kulow. Er war der Vater von unserem Caroliner Hans Joachim Kulow, der am 9. 1. 1944 gefallen ist, und auch der Vater von Borwin Kulow, der in Berlin lebt. Nur 5 Wochen später folgte am 9. 8. durch einen tragischen Unfall, ihrem Mann Otto Kulow seine Frau Gertrud Kulow im Tode nach.

Unser ältester Caroliner, Dr. Herbert Müller-Praefcke, viele Jahre Lateinlehrer am Carolinum, letzter Leiter des alten „Lyzeums“ in Neustrelitz, beklagt den Tod seiner Frau Annaliese geb. Baumann. Sie starb im 78. Lebensjahr am 5. Juli 1983 nach kurzer schwerer Krankheit. Tochter Eva und ihr Mann, Dr. Fritz Diehl, gaben ihm in ihrem schönen Hause in Grünwettersbach bei Karlsruhe ein neues Heim. Enkelkinder im Studium holen sich bei ihm Rat, lassen ihn an ihren Problemen teilnehmen und helfen ihm so in seinem Bemühen, dem Leben wieder einen Sinn zu geben.

Aus Neustrelitz erfahren wir, daß am 13. Juli 1983 Frau Elli Eggers geb. Heitmann nach langem schwerem Leiden gestorben ist. Sie wird betrauert von ihren Geschwistern Peter, Lisbeth, Gertrud und Hans-Heinrich.

Wie wir auch hier erst kürzlich erfuhren, verstarb am 27. August 1983 das Mitglied unseres Freundeskreises Hans Georg Heun nach längerer schwerer Krankheit. Dies teilte uns eine Verwandte von ihm mit.

Wie uns ihr Sohn mitteilte, verstarb am 27. August 1983 Frau Anneliese Königsmann geb. Mester in Waldfishbach/Burgalben. Sie war Neubrandenburgerin.

Am 1. September 1983 verstarb nach schwerem Leiden in Weiskirch bei Freiburg Frau Ruth Leusch geb. Paul und fand ihre Ruhestätte auf dem Hauptfriedhof in Freiburg. Sie war die Frau des nach dem 1. Weltkrieg von Carwitz bei Feldberg nach Neustrelitz übergesiedelten Architekten und Lehrers am Technikum Strelitz, Max Leusch, der Ende der 30er Jahre als Lehrer der Architektur nach Memel ging, nach dem Kriege in Travemünde Zuflucht fand und in Lübeck gestorben ist. Frau Leusch lebte später in Überlingen, beschäftigte sich mit Malerei und wohnte zuletzt bei ihrem Sohn in Weiskirch-Kolnau bei Freiburg. Viele werden sich Max und Ruth Leusch's erinnern, die in Neustrelitz viele Freunde hatten, für die sie auch als Architekten in den 20er und 30er Jahren gebaut haben.

Verspätet erfuhren wir vor einigen Tagen, daß Frau Ella Buhrow geb. Müller am 31. Oktober 1983 verstorben ist. Sie war die Gattin unseres Caroliners und langjährigen Vorstandsmitgliedes unserer Altschülerschaft, Zollrat a. D. Robert Buhrow, der im Dezember 1980 kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres verstarb.

Unser Caroliner, Schuldirektor i. R. Heinz Techen, starb am 18. November 1983 im Alter von 73 Jahren in Groß Hansdorf bei Hamburg, wo er seit 1946 das Schulwesen leitete. Vor seinem 6jährigen Kriegsdienst war er 1933–1939 im Meckl.-Strel. Schuldienst in Bäk, Friedland und Loitz. Er war gebürtiger Neustrelitzer und Abiturient von 1930. Bei der Trauerfeier hatten sich einige Neustrelitzer eingefunden, und die Abschiedsansprache hielt unser Caroliner Arnulf Michaelis, der ein Klassenkamerad von Heinz Techen war.

Das Mitglied unseres Freundeskreises, Paul Dühning, der der Altschülerschaft Neubrandenburg/Friedland angehört, ist am 6. November verstorben. Er befand sich seit Juli d. J. in einem Pflegeheim und ist einem Schlaganfall erlegen.

Wir verneigen uns in stiller Mittrauer



Neustrelitz, Hauptallee im Schloßgarten

Aus Neustrelitz erfahren wir, daß im Gartenparterre des Schloßgartens die bei Kriegsende zerstörte sogenannte Ildefonso-Gruppe an alter Stelle wieder aufgestellt ist. Es handelt sich um die allen alten Neustrelitzern vertraute Marmorgruppe zweier Jünglinge, einer römischen Arbeit aus der Zeit Hadrians, deren Original sich im Prado zu Madrid befindet. Die Darstellung wird gedeutet als auf seinen Todesdämon sich lehrender Antinoos, nach Winckelmann als Orestes und Pylades, nach Lessing als Tod und Schlaf.

Die Gruppe im Schloßgarten ist wohl nach einer an anderer Stelle befindlichen Kopie von einem Bildhauer in Röbel gefertigt worden. Auch die beiden rechts und links der Gruppe früher befindlichen freistehenden Säulen sollen wieder aufgestellt werden.

Weiter erfahren wir, daß in Neubrandenburg der Turmhelm der Marienkirche mit Hilfe eines außergewöhnlich hohen Kranes in fertiger Konstruktion einschließlich Kupferbedachung wieder auf den Turm gesetzt worden ist. Die Marienkirche wird bekanntlich nicht wieder als Kirche genutzt werden, sondern nach erfolgter Wiederherstellung und Umbau für Vortrag, Musik und Ausstellungen dienen. Darum hätte man besser den Turm mit flacher Abdeckung belassen und auf den Turmhelm verzichtet, der seine dominierende Wirkung im Bild der Altstadt in unmittelbarer Nähe des dort errichteten Hochhauses nicht wieder gewinnen kann.

Otto Heipertz teilt uns mit, daß sein Sohn, Dr. Rainald Heipertz, Facharzt für Neurologie und Psychiatrie sowie für Kinder- und Jugendpsychiatrie, zuletzt an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik in Würzburg bei Professor Nissen als Oberarzt tätig, zum 1. September 1983 einen Ruf als ärztlicher Direktor an das Johannisstift in Marsberg/Hochsauerland, Fachkrankenhaus für Kinder- und Jugendpsychiatrie im Range eines Landesmedizinaldirektors erhalten hat.

Wichtige Mitteilung des Vorstandes

In der Hauptversammlung am 2. 9. 1983 wurde als Nachfolger für Michel Ludewig Günther Jonas in den Vorstand berufen und mit der Kassenführung beauftragt, die von ihm am 1. Januar 1984 übernommen wird.

Diesem Heft liegt die neue Zahlkarte auf den Namen GÜNTHER JONAS bei. Die Postscheck-Nr. lautet: 467 18 - 301, Postscheckamt Hannover, und ist ab sofort zu benutzen. Der Beitrag beträgt: DM 36,- für Caroliner und Lyzeistinnen, für Freunde DM 30,-.

Diejenigen, die bei ihren Bankinstituten Daueraufträge für die Beitragsüberweisungen haben, werden gebeten, ihre Institute von der Änderung des Postscheckkontos zu unterrichten.

Falls jemand daran interessiert ist, daß die Beiträge im Abbuchungsverfahren eingezogen werden, wende man sich an Günther Jonas, der dann das entsprechende Formular zur Ausfüllung zuschickt.

Seine Anschrift lautet:

Günther Jonas, Nelkenweg 8,
3062 Bückeburg, Tel.-Nr. 0 57 22 / 61 59

Bei dieser Gelegenheit wird erneut darum gebeten, daß die Beiträge im 1. Quartal eines Jahres, also bis 31. 3. überwiesen werden, da dann unsere ehrenamtliche Arbeit zügig erledigt werden kann.

Ferner wird auch hier erneut darum gebeten, daß auf dem Absenderabschnitt deutlich Name und Anschrift angegeben werden. Leider kommt es wiederholt vor, daß die Namensangabe vergessen wurde. Mit der Postscheck-Konto-Nr. allein kann keine ordnungsgemäße Buchung vorgenommen werden, sie erfordert Rückfragen beim Postscheckamt. Oftmals stellt sich erst bei Zahlungserinnerungen heraus, wer der Beitragszahler war.

Die Bearbeitung der „Vermischten Nachrichten“ bleibt weiterhin in den Händen von Michel Ludewig. In diesem Zusammenhang wird herzlich darum gebeten ihm Nachrichten familiärer Art alsbald zukommen zu lassen. Auch hier erhielten wir sehr verspätet Nachrichten.

Der Versand der Hefte zu den jeweiligen Terminen wird weiterhin von Michel Ludewig vorbereitet und erfolgt dann vom Druckhaus Göttingen aus.